It. coll.
37
s(82

It. coll. 37 3/

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

See- und Land-Reisen

herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

82. Bändchen.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg.
1832.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalts=Anzeige.

Seite

Adam Johann von Krusenstern's, russischen Marine=Officiers und Ritters mehrerer Orden, Reise um die Welt, in den Jahren 1803 bis 1806. Von Franz Joseph Adolph Schneidawind (Fortsetzung) . . 101

Ludwig von Freycinet, Weltumsegler in den Jahren 1817 bis 1820. Eine biographisch=nautische Skizze von Dr. Franz Joseph Adolph Schneidawind, K. Professor am K. Lyceum zu Aschaffenburg 113

Wunder fc.

Neu = Seelaender.

Taschen=Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
See= und Land=Reisen,
von der
Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

---

82. Bändchen.

Mit einem Kupfer.

V. Theil. 2. Bändchen der Reisen um die Welt.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1832.

Wb43/1227

Taschen-Bibliothek
aller
Reisen um die Welt.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

V. Theil. 2. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1832.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Adam Johann von Krusenstern's, russischen Marine-Officiers und Ritters mehrerer Orden, Reise um die Welt, in den Jahren 1803 bis 1806. Von Franz Joseph Adolph Schneidawind.

Fortsetzung.

Krusenstern fand in dem Gouverneur, den englischen Obersten Patton, einen sehr artigen, zuvorkommenden Mann, der die Russen mit der größten Höflichkeit aufnahm, und mit vieler Bereitwilligkeit alles anbot, was er zu geben im Stande war. Er versorgte die Mannschaft der Nadeshda täglich mit frischem Fleische, und hätte nur zu gerne den Russen eine Quantität Mehl, welche dieselben bedurften, verabfolgen lassen, wenn die Magazine

eben nicht leer gewesen wären, und der Mangel an Mehl selbst bei den Einwohnern nicht sehr groß gewesen wäre. Krusenstern erhielt auch hier die Nachricht von dem seit kurzem ausgebrochenen Kriege zwischen Rußland und Frankreich.

St. Helena fand Krusenstern als einen sehr guten Ort, nach einer langen Reise Erfrischungen einzunehmen. Man findet hier allerhand Lebensmittel, und besonders Gemüße von der besten Gattung. In einer Zeit von 2 — 3 Tagen war man reichlich mit allem versehen. Porter und Weine, besonders Madera-Weine, waren hier im Ueberflusse vorhanden und zu bekommen, so wie auch Schiffsprovision, als Salzfleisch, Erbsen, Butter, ja sogar Schiffstakelage. Die Anstalten zum Wassereinnehmen konnte nirgends besser seyn, als hier. In 24 Stunden nahm man seinen ganzen Vorrath an Wasser mit der größten Leichtigkeit ein, und nach 48 Stunden war ein Schiff schon im Stande, seine Reise fortzusetzen. Freilich waren die Preise der Bedürfnisse in St. Helena hoch. — Die Rhede dieses Eylandes, das als todbringendes Gefängniß Napoleons ewig in der Geschichte der Welt fortgenannt seyn wird, ist vollkommen sicher.

Als Krusenstern in St. Helena die bestimmte Nachricht erhalten hatte, daß zwischen Rußland und Frankreich der Krieg ausgebrochen sey,

bedauerte er sehr, daß Capitain Lisiansky, seinen bestimmten Befehlen zuwider, dennoch an St. Helena vorbeigesegelt war. Gegenseitige Sicherheit hätte freilich gefordert, daß beide Schiffe jetzt sich nicht trennten. Die dieser russischen Expedition unter Krusenstern von der französischen Regierung gegebenen Pässe schützten sie zwar, selbst wenn ein Krieg ausgebrochen war, vor feindlicher Behandlung von Seiten wirklicher Kriegsschiffe; von Capern ließ sich indeß nicht immer erwarten, daß sie ähnliche Rücksichten nehmen, selbst wenn sie den Befehl ihrer Regierung hätten. Da Krusenstern einige Kanonen in Kamtschatka zurückgelassen hatte, so wollte er diese hier nun aus Vorsicht ersetzen. Der Gouverneur Patton stellte bereitwillig seine Magazine deßhalb zur Disposition, allein, obgleich er selbst Alles mit durchsuchte, es fanden sich keine Kanonen, die Krusenstern brauchen konnte, und dieser mußte sich mit seinen 12 Kanonen begnügen.

Der viertägige, sonst in jeder Rücksicht sehr angenehme Aufenthalt der Russen auf St. Helena wurde durch einen eben so traurigen, als höchstunerwarteten Zufall gestört. Der Lieutenant der Nadeshda, Goloratscheff, ein feiner, artiger, junger Mann von 26 Jahren, ein vortrefflicher Seeoffizier, nahm sich hier gewaltsamer Weise das Leben. Eine Stunde vor Vollführung dieser That, hatte Krusenstern ihn auf dem Schiffe dem Anscheine

nach ruhig zurückgelassen. Kaum war der Capitain an das Land gefahren, als man ihm die Nachricht brachte, daß sich Golowatscheff erschossen habe. Krusenstern eilte auf das Schiff zurück, fand ihn aber schon nicht mehr am Leben. Seit der ersten Abfahrt von Kamtschatka nach Japan, bemerkte Krusenstern bei dem Lieutenant eine Veränderung in seinem Betragen, welche ihren Grund oder ihre erste Veranlassung in Mißverständnissen und unangenehmen Erklärungen, welche im Anfange der Reise vorgefallen waren, hatte. Die Bemühungen Krusensterns, Peter Golowatscheff von seiner immer mehr und mehr zunehmenden Melancholie zu heilen, blieben fruchtlos. Daß diese einen Selbstmord, und zwar kurz vor der Beendigung der Reise, zur Folge haben würde, dies war von Niemanden auf dem Schiffe geahnet worden. Krusenstern hatte geglaubt, der Lieutenant würde, wenn er zu seinen Aeltern, Geschwistern und Freunden zurückkehrte, von seiner Krankheit, die nur in seiner zerrütteten Einbildungskraft bestand, bald genesen. Auf dem Schiffe war zu seiner Wiederherstellung keine Hoffnung, denn weder Krusenstern, mit so großer Schonung und Theilnahme er auch ihn behandelte, noch irgend einer der Kameraden Golowatscheffs, konnte sich sein Zutrauen erwerben, und alle Versuche, ihn von seinem falschen Wahne zu befreien, schlugen fehl. — Der Gouverneur ließ den Unglücklichen mit allen militä-

rischen Ehrenbezeugungen, die seinem Range gebühr- ten, begraben; der englische Prediger Wilkinson verrichtete, ohne anzustehen, die Ceremonie der Beerdigung.

Der 8. Mai wurde von Krusenstern zum Tag der Abreise festgesetzt. Da Krusenstern allein segelte, so hielt er es für gut, seine Fahrt nicht durch den englischen Kanal zu nehmen, weil gewöhnlich in der Richtung nach dem Kanal die meisten französischen Kaper kreuzen. Er nahm, nach Umschiffung der Azoren lieber seinen Lauf gerade auf die nördliche Spitze von Schottland zu, um durch den Kanal, der die Shetland von den Orkaden trennt, die Nordsee zu gewinnen; wenn auch dieses Umweg war. Doch dieser schien in den bestehenden Verhältnissen mehr Sicherheit zu gewähren.

Den 8. Mai Morgens ließ Krusenstern einen Anker heben, segelte aber erst am Abend ab, da er die Einladung des englischen Gouverneurs an die russischen Offiziere, den Mittag dieses Tages bei ihm zuzubringen, nicht abschlagen wollte. Um 12 Uhr in der Nacht verließ die Nadeshda St. Helena Auf ihrer Fahrt nach dem Aequator zu ereignete sich nichts bemerkenswerthes.

Den 19. Mai um 5 1/2 Uhr sahen die Schiffspersonen in 2° 43′ südlicher Breite und 20° 35′ westlicher Länge, in NNW., in Entfernung von etwa 12

bis 15 Meilen, ein sonderbares Phänomen, welches sie aber leider, der späten Tagszeiten wegen, nicht lange genug beobachten konnten, um etwas Bestimmtes darüber zu sagen. Ein aufsteigender Rauch, welcher die Höhe eines Schiffes zu erreichen schien, verschwand bald, und erschien wieder von Neuem, bis er sich endlich ganz verlor. Eine Wasserhose war es nicht, auch kein brennendes Schiff, wofür es einige Personen an Bord hielten. Für eine Brandung stieg der Rauch zu hoch. Dr. Horner war der Meinung, daß, wenn die ganze Erscheinung nicht ein Spiel der Refraction sey, sie einem vulkanischen Ausbruche ähnlich wäre, und vielleicht eine Insel im Entstehen seyn könne.

Am 21. Mai feierte die Schiffs-Equipage das Fest des Beschützers ihrer Flotte, des heil. Nicolaus. An diesem Tage durchschnitt das Schiff die Linie in 22° 18′ 30″ westlicher Länge. Den 22. Mai in 5° nördlicher Breite und 23° der Länge, war bei einem frischen Winde aus Süden die ganze Nacht hindurch das Meer außerordentlich erleuchtet; es glänzte stärker als die Schiffsleute dies während ihrer ganzen Reise bemerkt hatten. Sein Glanz warf einen hellen Schein auf die Segel, und das ganze Meer schien ein Feuer zu seyn *).

---

*) Genau in dieser nämlichen Gegend hatte Capitain Garnault vom Schiffe Ganges im Jahre 1792 etwas Aehnliches bemerkt.

Die Takelage des Schiffes war schlecht geworden, daß sie fast täglich eine Reparatur bedurfte; die Taue rissen, selbst die Raa des Mittelmastes wurde schadhaft u. s. w. Wenn die Jahreszeit nicht so günstig gewesen wäre, so hätte dieser schlechte Zustand des Schiffes wohl seinem Capitain Ursache zu Besorgnissen geben können.

Den 9. Juni passirte die Nadeshda im 36° der Länge den nördlichen Tropik, zehn Tage hatte es dann Windstille. Den 1. Julius in 46° 35′ der Breite und 29° 46′ der Länge sah Krusenstern bei Tages-Anbruch ein dreimastiges Schiff gerade vor sich. Während drei Stunden manöverirte es unabläßig fort, bald lag es nach Osten, bald nach Westen, bald hatte es beigelegt. Da es endlich um 10 Uhr sah, daß Krusenstern sich nicht irre machen ließ, sondern unter allen Segeln seinen Lauf nicht veränderte, hielt es den Wind und verlor sich schon um 2 Uhr Nachmittag aus dem Gesichte. Es war wahrscheinlich ein Caper, der nicht wußte, wofür er die Nadeshda halten sollte, bis er endlich doch rathsam fand, sich ihr nicht zu nähern.

Den 12. Juli sprach Krusenstern einen englischen Caper, der vor 9 Tagen aus London abgegangen war, am 16. aber die englische Fregatte Blanche. Der Capitain derselben, Lavie, sagte ihm, daß drei französische Fregatten in dieser Gegend seit eini-

gen Wochen zu sehen gewesen wären, welche schon mehrere englische Grönlandfahrer genommen hätten, und daß, da eine von diesen Fregatten besonders in der Nähe der Orkaden kreuze, die Fregatte Blanche abgeschickt worden sey, sie aufzusuchen. Auch fand die Blanche am andern Tage die französische Fregatte, und nahm sie nach einem hartnäckigen Gefechte.

Den 17. Juli des Morgens früh sahen Krusenstern und die Seinen die Orkaden, namentlich sahen sie Mould-Head auf der Insel Papa Vestra Noup-Head auf der Insel Vestra. Den 18. Juli Morgens um 2 Uhr sahen sie die Insel Fulo, und um 4 Uhr die Insel Fairhill. Krusenstern fuhr den Kanal zwischen Fairhill und den Shetlands-Inseln. Bald nach Mittag überfiel ihn eine Windstille, die den ganzen übrigen Theil des Tages anhielt. Die Bewohner der Insel Fairhill machten sich diesen Umstand zu Nutzen, und kamen mit mehreren Böten an Bord, den Russen Hühner, Schafe, Fische und Eier zu verkaufen. Diese Leute leben dem Anscheine nach in großer Armuth, besonders schienen dies ihre zerrissenen und zerlumpten Kleider anzuzeigen. Fairhill ist eine hohe Insel mit schroffen Ufern. Man kann sich ihr bis auf ein halbes Kabeltau nähern. Krusenstern erfuhr zu seinem Erstaunen, daß auf dieser kleinen, felsichten, dem Anscheine nach unwirthlichen Insel dennoch 250

Menschen wohnten. Sie hatten alle ein frisches, gesundes Ansehen, und wenn sie gleich dem Aeußern nach arm zu seyn schienen, so muß es ihnen wenigstens nicht an gesunden Lebensmitteln mangeln, wie dies der Vorrath zeigte, den sie den Russen überlassen konnten.

Der Kanal ist nicht über 20 Meilen breit. Die ganze Nacht hindurch hatte die Nadeshda Windstille, welche auch den folgenden Tag anhielt. Man beobachtete Scant Neß, die Südspitze der Shetland-Inseln und Hangcliff, die östliche Spitze dieser Eylande.

Den 22. Julius Abends um 7 Uhr sprach Krusenstern die englische Korvette Lynx, Capitain Marschall, und den 23. die Fregatte Quebeck, Capitain Lord Faulkland. Lord Faulkland sendete einen Offizier an Bord, und ließ Krusenstern auf die höflichste Art jede Unterstützung, die er nach einer so langen Fahrt bedürfen könnte, anbieten. Durch diese Fregatte erhielt Krusenstern die ersten Nachrichten von der Newa wieder. Dieses Schiff war vor etwa 8 Tagen unter Convoy eines englischen Kutters aus Portsmouth nach Kronstadt abgesegelt.

Abends um 6 Uhr sah Krusenstern die Küste von Norwegen in einer Entfernung von 18 Meilen. Später sah er Cap Derneus, die Insel Mala, die sich durch einen weißen Thurm auszeichnete.

Conträre Winde und Windstillen während der Fahrt der Nadeshda durch den Skagerrak und das Cattegat ermüdete die Geduld der Russen, die bei der jetzt stündlich größer werdenden Sehnsucht, bald einen europäischen Boden in der Nähe ihres Vaterlandes zu betreten, keiner großen Probe fähig zu seyn schien. Ein günstiger Wind fehlte schon lange. Es war daher erst den 2. August Morgens um 10 Uhr, als die Nadeshda auf der Rhede von Kopenhagen vor Anker ging. Auch bei Helsingoer ward das Schiff zwei Tage lang durch die widrigen Winde aufgehalten, und Krusenstern war daher einen Tag früher nach Kopenhagen gefahren, um dort die nöthigsten Geschäfte zu besorgen, damit seine Abreise nach Kronstadt sobald als möglich befördert würde. Die Reise von China nach Kopenhagen hatte 5 Monate und 24 Tage gedauert. Während dieser ganzen Zeit brachte die Nadeshda nur 4 Tage in St. Helena vor Anker zu, und selbst dort konnte nur der kleinste Theil der Mannschaft an das Land gehen. Dessen ungeachtet befand sich dieselbe vollkommen gesund, und während der ganzen Reise war nur der schwindsüchtige Koch des Gesandten Resanoff, dessen Tod man voraussagte, gestorben; Golowatscheff hatte sich entleibt.

Während des Aufenthaltes auf der Rhede vor Kopenhagen besuchte die Nadeshda der Prinz Ferdinand Friedrich von Dänemark, wel-

cher in Gesellschaft seines Gouverneurs, des Lieutenants von der Flotte, Bardenfleth, und des Kammerherrn Buelow, bei einem sehr starken Winde auf einer offenen Schaluppe an Bord kam. Krusenstern empfing den Prinzen mit allen Ehrenbezeugungen, die einer erlauchten Person zukommen, und wurde eben so sehr von der Liebenswürdigkeit dieses jungen Prinzen, der sich der Marine widmen sollte, als von der edlen, feinen Art, mit welcher sein Gouverneur, ein sehr geschickter Seeoffizier, mit ihm umging, eingenommen.

Den 6. August Morgens um 7 Uhr verließ die Nadeshda die Rhede von Kopenhagen, und nach einer ungewöhnlich langen Fahrt von 13 Tagen kam sie den 19. August des neuen, oder den 7. August des alten Styls, nach einer Abwesenheit von 3 Jahren und 12 Tagen glücklich auf der Rhede von Kronstadt an, bewillkommt von ganz Rußland.

Der Kaiser von Rußland zeichnete den ersten russischen Weltumsegler sehr aus. Krusenstern stieg zur Würde eines Admirals auf. Mehrere Orden schmückten ihn. Im Jahre 1824 erhielt er die Stelle Lievens, das Ehrenamt eines Curators der Universität Dorpat. Seine Erfindung der Kompasse durch Einfassung in Blech gegen die Einwirkung der Kanonen und anderer Sachen von Eisen auf die Magnetnadel zu sichern, wurde 1825 bei der russischen Ma-

rine eingeführt. Er gab mehrere treffliche Schriften, namentlich nautische, heraus. Auch seine Reise um die Welt hat er beschrieben. Der Weltumsegler Kotzebue war Krusensterns Zögling, und er widmete auch diesem die Beschreibung seiner Reise um die Welt, welcher mein sehr verehrter Freund, Dr. und Professor Göschl, bald dem geneigten Leser mittheilen wird.

Ludwig von Freycinet, Weltumsegler in den Jahren 1817 bis 1820. Eine biographisch-nautische Skizze von Dr. Franz Joseph Adolph Schneidawind, K. Professor der Geschichte am K. Lyceum zu Aschaffenburg.

Ludwig von Freycinet, in Frankreich 1775 geboren, widmete sein Leben den Wissenschaften. In die Marine seines Vaterlandes eingetreten, nahm er 1800 Antheil an der Expedition des Capitain Baudin. Ihm verdankt die von Peron und Lesueur herausgegebene Beschreibung dieser interessanten Reise den schönen Atlas, der als ein Meisterwerk betrachtet wird. In der Verbindung mit Herrn Klement entdeckte Freycinet ein neues Verfahren, um Seewasser trinkbar zu machen, das sich späterhin vollkommen bewährt hat.

Auf Befehl des Königs Ludwig des XVIII.

von Frankreich mußte Freycinet, als Fregatten-Capitain, mit der Corvette Urania eine Entdeckungsreise in die Süd-See im Jahre 1818 unternehmen. Zugleich sollte er Beobachtungen anstellen, die geeignet wären, die Gestalt der Erde und die Intensität der magnetischen Kraft in der südlichen Hemisphäre zu bestimmen u. s. w.

Freycinet segelte am 17. September 1817 von Toulon auf der Urania ab. Auf Teneriffa blieb er sechs Tage, in Rio-Janeiro zwei Monate, auf Isle de France zehn Monate. Diese Eylande, Staaten oder Städte kennt der geneigte Leser schon größtentheils aus den mitgetheilten Reisebeschreibungen, oder wird sie, (z. B. Rio-Janeiro) aus den nachfolgenden genauer kennen lernen.

In dem Seehunds-Bai in Neu-Holland vor Anker gekommen, schien den Franzosen, was sie vor ihrer Ankunft und während ihres Aufenthalts in der unermeßlichen Vertiefung dieser Bucht zu Gesichte bekamen, mit magern, sich nicht weit verbreitenden, meist aus dem Sande hervortreibenden Buschwerke überdeckt zu seyn. Pflanzenerde findet man hin und wieder, allein sie ist weder rein noch leicht. Von süßem Wasser nirgends eine Spur. Die Halbinsel Peron trägt in geringer Anzahl verkrüppelte, nicht über 12 Fuß hohe Bäume und ähnliches Buschwerk, das mit Mühe dem dürren Boden entkeimt. Ungleich besser gedeihen die grasartigen Pflan-

zen, von denen einige sehr stark und kräftig sind. Den Gesträuchen fehlt es indeß nicht an feinen Gerüchen. Eine Art z. B. riecht vollkommen wie die Myrte, eine andere duftet wie Rosmarin u. s. f. Einer lieblichen und keineswegs kraftlosen Vegetation erfreut sich die Gegend südwestlich von der Insel Faure, wo der Boden etwas höher ist, und ein Baum, ähnlich dem Oleander, von der Küste des Meeres an, landeinwärts in nicht gar großen Distanzen, einen grünenden Busch nach dem andern darbietet; eine Erscheinung, die um so mehr in Verwunderung setzt, als das Erdreich überhaupt sehr trocken und unfruchtbar ist, seiner Oberfläche kein anderes als höchst mageres und schwächliches Strauchwerk kriechend entkeimt, und nur wenige Blumen von lebendiger Färbung von Zeit zu Zeit das Auge erfreuen. Einen eigentlichen Reichthum von Pflanzen nährt in ihrem Schooße die Insel Dirk-Hatichs. Bäume nicht zwar von hohem Wuchse, aber auch keineswegs verkrüppelt, wechseln mit mannigfaltigen Arten von Gebüschen und schönblühenden Pflanzen. Ein merkwürdiges Geschlecht bilden hier die Mimosen, die in verschiedenen Gestaltungen zu zehn Fuß hohen Bäumen erwachsen, die ihre in einander verwundenen Aeste mehr denn 25 Fuß weit in horizontaler Richtung vom Stamme hinaus senken, und deren Holz so hart ist, daß es zur Feuerung gebraucht wird. Ganz vorzüglich ergötzt sich das Auge, neben vielen andern Pflan-

zen, an einer überaus lieblichen Art Borretsch, an einer sehr schönen Althea mit Blüthen vom zartesten Blau, an verschiedenen Arten von Immortellen. In den geschützten Thalgründen wachsen alle diese Gewächse so dicht ineinander, daß es dem Wanderer nicht selten Mühe kostet, sich zwischen den in einander geschlungenen Zweigen hindurch, eine Bahn zu brechen, und unter diesen natürlichen Gewölben suchen die einzigen Bewohner dieses Küstenlandes, die Kaenghuru's, und einige andere kleinere Thiere, ihre Zuflucht. Von eigentlichen Nahrungspflanzen war den Reisenden in diesen Gegenden wenig oder nichts vorgekommen. Die Hülsen von einer Mimosenart scheinen jedoch den Wilden als Nahrung zu dienen. Die wenigen, diesen ganz traurigen Erdstrich bewohnenden Säugethiere, namentlich diejenigen, welche auf den Inseln Dirk-Hatichs, Doore und Bernier, oder auch auf der Insel Faure und der Halbinsel Peron leben, sind gezwungen, ihren Durst mit Meereswasser zu löschen; viele Vögel befinden sich sogar im nämlichen Falle. Auf den drei großen Inseln am Eingange der Seehundbay findet man das große Kaenghuru; in Dirk-Hatichs, eine große Peramelenart, nebst vielen Kaenghururatten, die den Naturforschern unter dem Namen Potorus bekannt sind. Auf der Halbinsel bemerkt man grauliche Kaenghurus, von der Größe eines Hasen, Peramelen-Bouguainvilie, Kuskus und wilde Hunde.

Ein ungleich größeres Feld sahen die Jäger des Schiffes ihrer Thätigkeit durch das Geschlecht der Vögel eröffnet. Sie erlegten viele sehr schöne Tauben, Krähen, Adler, Regenpfeifer u. s. w., dann Sperlinge von mehreren Arten, mit sehr reichem und mannigfaltigem Gefieder. Die Ufer wimmeln von ganz weißen Mewen, Pelicanen, Regen-, Auster- und Gluttvögeln u. a. m. Auch erblickt man auf allen Punkten der Bai ganze Schaaren von Tauchern, Sturmvögeln und Tölpeln. In kolossalen Verhältnissen erbaut in diesem Lande der Adler oder weißbauchige Habicht sein Nest. Am 14 September (1818) — also erzählte Herr Quoy — richteten wir nach dem Vorgebirge der Inschrift unsern Weg, der eine geraume Zeit nach allen Punkten hin denselben Anblick von Sand und Strauchwerk darbot. Die Küste, die anfangs sehr niedrig, bildete weiterhin einen, von dem übrigen Lande durch das zur Springzeit ihn gänzlich umzingelnde Meer abgetrennten Felsenvorsprung. Auf seinem Gipfel erblickten wir ein rundes, sechs Fuß hohes, aus dürren Mimosenzweigen sehr regelmäßig zusammengefügtes Thürmchen, das Nest eines Habichts mit weißem Bauche und aschgrauem Rücken. Es war nicht sehr tief, und der Vogel konnte füglich über den Rand hinwegsehen. Wir fanden ein einziges Ei darin, von röthlich falber Farbe mit braunen Flecken, so groß wie ein Hühnerei. Den Boden am Fuße des Felsen bedeckten Thierknochen, Ueberreste von Fischen,

Reptilien, Schalthieren u. s. w. Diese gefräßigen Vögel verzehren ein solches Quantum von Nahrungsmitteln, daß sie gewissermassen gezwungen sind, ein vereinzeltes Leben zu führen, denn in mehreren Familien am demselben Flecke beisammen, würden sie Mühe haben, sich hinlänglichen Fraß zu verschaffen. An allerlei Fischen von angenehmen Geschmacke fehlt es in diesem Theile von Neuholland nicht. Auch von Seehunden, von welchen die Bai ihren Namen trägt, wimmelt es überall. Nicht weniger ergiebig ist auch auf einigen Punkten der Schildkrötenfang, und den Eingang der Bai beleben im Julius, August und September ganze Schaaren von Wallfischen. Einen äusserst feinen Geschmack haben die Austern, womit die Felsen der Continentalküste der Seehund-Bai und westlich von derselben gelegenen Inseln belegt sind. Unter den Schlangen gibt es welche, die auf dem Lande leben; andere, zum Theil von sehr glänzenden Farben, sah man in der Fluth sich spiegeln.

Von den Inseln der Seehund-Bai ist auch nicht eine bewohnt, und das benachbarte Festland hat ebenfalls geringe Bevölkerung. Die sämmtlichen Einwohner sind von mittlerem Wuchse, haben sehr dünne Beine, schmale Schultern und große Köpfe; auch sind ihre Züge weniger flach als die der schwarzen Malgacher und Mozambiquer. Ihre Zähne sind schön, der Mund groß, die Augen lebhaft, die Haare schwarz, ziemlich lang und etwas kraus, sie winden

dieselben wie einen Turban um den Kopf, und einige färben sie roth. Die einzige junge Frau, welche die Franzosen zu Gesichte bekamen, war sehr wohlbeleibt; ihre gescheitelten Locken hingen zu beiden Seiten über die Ohren herab, und auf dem Rücken trug sie ein Kind, welches eine aus Thierhaaren gewundene Schnur festhielt. Unter den Männern trugen einige einen langen zugespitzten Bart, die meisten waren über die Brust, jedoch nur leicht, tätowirt; bei mehreren hatte der Bauch sich unter dem Nabel in Falten gezogen. Beide Geschlechter gefielen sich in ihrer förmlichen Nacktheit. Unter den Männern schien einer vom vorgerückten Alter, mit einem langen Barte, sich einige Autorität über die andern angeeignet zu haben. Auf seiner Stirne erblickte man eine Binde von Thierhaut, welche mit rothen, eine Art von Gitterwerk bildenden Querstreifen bezogen war; ein Strick, ebenfalls von Thierhaaren, umgürtete seine Lenden, und eine Quaste, aus derselben Substanz gefertigt, bewegte sich auf seinem Kopfe. Alle diese Wilden, die elendesten Geschöpfe die man sich nur denken kann, waren mit ihren Waffen, d. h. mit fünf bis sieben Fuß langen, aus Stöcken von hartem Holze verfertigten und an beiden Enden zugespitzten Sagajen, und Mordkeulen versehen, von denen die einen plumpe, höchstens 2 Fuß lange Scheite, die andern ebenfalls Stücke ähnlichen Holzes, aber flach und in der Mitte eingebogen waren. Ihre, auf den verschiedenen Punkten

der von Freycinet und seinen Franzosen durchwanderten Halbinsel, bald einzeln, bald in Gruppen von höchstens 15 zerstreut liegenden Hütten stehen insgesammt auf der Höhe der Dünen, unter dem Schutze einzelner Sandhügel oder Gebüsche. Sie bestehen aus mehreren von Natur sich wölbenden Hölzern, die mit dem einen Ende auf dem Boden ruhen, während das andere am Giebel mit den gegenüberstehenden Hölzern zusammenstößt und durch dieses Ineinandergreifen einen unregelmäßigen, etwa 4 Fuß hohen Halbzirkel bildet. Eine Reihe auf diese Weise aneinander gefügter Stücke Holz bilden das Gebälke der 6 — 7 Fuß langen Wohnung, die dann noch mit einem Dache von belaubten und ineinander geschlungenen Baumästen versehen wird. Einige dieser Hütten sind durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Theile getheilt. Mitunter wohnen diese armseligen Neuholländer auch in Hütten, die, ohne alles Gebälke, blos aus einer Anzahl sehr dichter Aeste von allerlei Gebüsch gewölbt sind; man begreift nicht, wie ein solches Obdach menschlichen Wesen eine Schutzwehr gegen den Winterfrost, die brennende Hitze, den Andrang der Stürme und Ungewitter und die periodischen Regen gewähren kann. Am Eingange jeder Hütte sah man einen Feuerheerd; zuweilen gibt es dergleichen auch im Innern der Hütte. Um diese Feuerheerde her liegen Ueberreste von Fischen, Schaalthieren, Schildkröten und sogar von Vögeln und Mu-

scheln, auch Hülsen von Mimosen, woraus sich mit Sicherheit schließen läßt, daß das Meer den Einwohnern der Halbinsel Peron ihre tägliche Nahrung an die Hand gibt, ihnen aber zugleich auch ihr Getränk liefert.

Es war am 9. Oktober 1818, als Freycinet in die weite Bai von Coupang und in der Nähe des Forts Concordia, entzückt über den Anblick einer immergrünen, amphitheatralischen und von pittoresken Palmbäumen beherrschten Natur, vor Anker ging. Nachdem er, in Abwesenheit des mit dem vormals zinsbaren, nun aber für seine eigene Unabhängigkeit kämpfenden Rajah Amanoubang eben im Kriege begriffenen holländischen Residenten zu Coupang, dem expedirenden Sekretair Tielmann einen Besuch abgestattet und zwei Häuser, das eine für die Offiziere, das andere zum Gebrauche der Instrumente gemiethet und eingerichtet hatte, fingen die Franzosen sofort an, ihre wissenschaftlichen Arbeiten zu betreiben. So oft jedoch die Nacht einbrach, kamen sie in dem Hause Tielmanns zusammen, der nebst seiner Gemahlin alles aufbot, um ihnen die Abende angenehm zu verkürzen. Gewöhnlich wurde in diesen Gesellschaften Thee, Caffee, auch andere Erfrischungen herumgeboten; dann unterhielt man sich über die Sitten und Gebräuche des Landes. Von Zeit zu Zeit wohnten die Franzosen einem von Madame Tielmann durch ihre Sklaven gegebenen Conzerte bei. An den unme-

lodischen Tönen einer Violine und einer Flöte, auf welchen keine andere, als europäische Weisen geradbrecht wurden, fanden sie nur wenig Gefallen; desto mehr erfreuten sie sich zu wiederholten Malen an einer kleinen, niedlichen, zwölfjährigen Timorianerin, die auf eine sehr geschmackvolle Weise eine kleine Harfe spielte. Schon die Art, wie sie ihr Instrument anfaßte, hatte etwas ganz Eigenes. Sie setzte sich nämlich auf einen ganz niedrigen Stuhl und legte die Harfe beinahe horizontal auf ihre Knie, ohne daß diese seltsame Stellung dem Reize der Ausführung den mindesten Abbruch that. Mitunter spielte auch Mad. Tielmann selbst einige Stücke auf dem Piano, und obschon sie eben keine Meisterin war, so ermangelten die höflichen Franzosen nicht, ihrem guten Willen sowohl als ihrer unermüdlichen Gefälligkeit die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Häufig wurden diese Abendgesellschaften von einem jungen, sehr liebenswürdigen und einigermaßen gebildeten Chinesen besucht, der hier die Stelle eines chinesischen Capitains bekleidete, etwas Englisch sprach und in seinem Wesen viel Geist und Lebhaftigkeit zu Tage legte. Sein Costum glich vollkommen demjenigen, welches auf europäischen Fächern und Windschirmen zu sehen ist, fiel aber angenehm in die Augen.

Mad. Tielmann wurde, obgleich eine Mestizin, von den Ankömmlingen aus Frankreich gleichsam als eine Landsmännin begrüßt. Zu Java geboren

und von einem französischen Vater abstammend, wurde sie zu Samarang erzogen. Durchaus unbekannt mit der Sprache ihres Vaters und nur wenig vertraut mit dem Englischen, welches sie ebenfalls nicht sprach, unterhielt sie sich in holländischer und malayischer Mundart. Mit einem schwarzbraunen Teint verband sie schwarze, sehr schöne Augen, und sanfte, wohlwollende Gesichtszüge. Die Nägel, zumal den am kleinen Finger, trug sie nach chinesischer Sitte, ganz ungewöhnlich lang. Ihre, in den Augen eines Europäers sehr sonderbare Kleidung bestand in einem langen, schwarzen, der Länge nach gleich einem Chorhemde in Falten gelegten Rocke und einem weiten, bis an die Knie reichenden Camisole von derselben Farbe. Ihre schwarzen, vollkommen glatten Haare waren bald hinten in einem Chignon aufgebunden, bald ließ sie dieselben frei über die Schultern herabhängen. Wenn sie ausging, um Ceremonienbesuche zu machen, so kleidete sie sich nach europäischer Sitte, doch jeder Zeit in schwarz seidene Stoffe.

Timor's Küste hinfahrend, erschien bei jeder Landspitze, die man umschiffte, dem Auge Freycinets eine neue, in unmerkliche Abstufungen sich verändernde Landschaft. Nach und nach ward das Gemälde schwächer und verschwand endlich gänzlich, doch nur um einem neuen Prospecte Platz zu machen, der selbst wieder mehr oder minder pittoresk, mehr oder weniger durch die glänzenden Farben der Natur ver-

schönert war. Hier stand eine niedliche Wohnung, versteckt unter unzähligen Palmen, deren zusammenstossende, zum Theil in einander verschlungene Wipfel, ein keinem Sonnestrahle zugängliches Gewölbe bildeten. Dort dehnte sich eine Gebirgskette, die in weiter Ferne mit der duftigen Atmosphäre zusammenfloß; dann wieder eine mehr oder weniger Beugungen bildende Ebene, am Horizonte eingefaßt durch grünbekleidete Berge, deren Riesenspitzen selbst wieder neue Berge über der regellosen Linie der Nebeldünste zu bilden schienen. In anderen Gegenden wies ein in die Luft emporsteigender Rauch auf die Stellen hin, wo die Eingebornen ihr Feuer angezündet hatten, und hier wähnte die Phantasie entweder das Lager eines Rajah, oder eine Stadt, oder ein Dorf, oder auch wohl eine reizende Hütte zu unterscheiden. Hier und da endlich bot, obgleich noch immer mit Rosen bedeckt, das Erdreich statt solcher lachenden Gemälde, bloß noch Abgründe dar und Berge, nach verschiedenen Richtungen zerrissen, deren rauher Anblick das Auge ermüdete, das Herz erkältete. Mit den Naturgemälden erhalten auch die Empfindungen eine andere Gestalt. Düstere und drückende Vorstellungen gewinnen im Gemüthe die Oberhand. Nicht ohne Schauer verweilen die Gedanken bei dem Schicksale der Seefahrer, die durch die Unkunde des Piloten oder von einem Orkane gejagt, an dieser furchtbaren Küste Schiffbruch leiden; man theilt im Geiste die Angst des Unglücklichen, wel-

cher, der Wuth der Wellen entnommen, unter dem giftigen Zahne der Schlange, oder dem des blutdürstigen Krokodils sein Leben aushaucht. Kühner geworden, jagt jetzt der Wind Euch schnell um ein Vorgebirge herum, und wie auf der Bühne das Spiel der Maschinen die dürreste Wüste augenblicklich in einen mit Blumen prangenden Garten umzaubert, also führt in diesen Revieren die Natur fast mit derselben Schnelligkeit dem Beschauer jetzt ihre scheußlichsten Schrecknisse und dann ihre größten Herrlichkeiten, ihre lieblichsten Gemälde vor Augen. Als einen bezaubernden Anblick gewährend, schildert man vorzüglich die Rhede von Lefao. An dieser Küste contrastiren die grünen Gebüsche mit der gelblichen Farbe des Bodens besonders stark; hier und da erheben sich Gehölze von Kajaputbäumen, welche vermöge ihrer weißlichen Stämme dem Ganzen eine andere Färbung verleihen, in deren mannigfaltige Abstufungen der Glanz der Abendsonne blendend hineinspielt. Alle diese Gegenstände auf den düstern, durch die Wand der Gebirge gebildeten Grund gleichsam hingezeichnet, bilden ein wundervolles Gemälde, das durch den Lauf des Schiffes und durch das einbrechende Dunkel der Betrachtung des Seefahrers nur allzubald entzogen wird.

Am 2. November landeten die Franzosen auf der Insel Ombay. Sie hatten mit ihren Waffen und mit verschiedenen Gegenständen des Tauschhandels kaum das Ufer erreicht, als sie eine zahlreiche

Gruppe von Eingebornen zu Gesichte bekamen, die ruhig unter großen Bäumen saßen. Die Franzosen äußerten gegen sie ihr Verlangen, den Rajah zu sprechen. Nach einer Bedenkzeit von wenigen Augenblicken und nach einer kurzen Unterredung mit ihnen, wiesen sie die Ankömmlinge an einen der Aeltesten der Truppe, mit Namen Sikmann. Um sich diesen Häuptling geneigt zu machen, ließen es die Franzosen an Geschenken nicht fehlen; was ihm vorzügliche Freude zu gewähren schien, war ein hübsches Halsband von Glasperlen. Nachdem die Franzosen sich auf diese Weise einen heitern Himmel bereitet zu haben glaubten, suchten sie von den Eingebornen Hühner gegen Messer einzutauschen; allein sie konnten sich bald überzeugen, daß nur wenig Geflügel vorhanden sey. Als sie dann die Insulaner baten, ihnen den Weg nach dem Dorfe Bitouka zu weisen, schienen sie zuerst nichts weniger als geneigt, dem Begehren der Franzosen zu entsprechen, und gaben denselben zu verstehen, sie sollten diesen Gang unterlassen. Die Franzosen machten sich aber nichts destoweniger auf den Weg, und rückten im Schatten der Bäume vor, begleitet von etwa 30 mit Pfeilen, Bogen und Kris bewaffneten Ombayen, von denen mehrere auch noch mit aus Bockshaut verfertigten Schilden und Cürassen versehen waren. Die Insulaner hatten insgesammt ein kriegerisches Aussehen und schienen die europäischen Waffen nicht zu fürchten. Doch bemerkten die

Franzosen in ihrer Haltung und in ihrem Benehmen etwas Zweideutiges, welches sie feindselige Gesinnungen von Seite dieser Insulaner besorgen ließ.

Am meisten bemerkungswerth fanden die Franzosen die an den Baumästen aufgehangenen Cürasse und Schilde. Sie baten die Ombayen, sich damit zu bekleiden und zwei von ihnen willfahrten der Bitte alsobald. Ja einer gab den Franzosen das Schauspiel eines fingirten Kampfes zum Besten. Mit einem Bogen vom Bambusrohr bewaffnet fing er an, Pfeile loszuschießen, wobei er auf eine sehr ausdrucksvolle Weise zu verstehen gab, daß es ihm ein Leichtes seyn würde, in so viel Zeit, als zum Losschießen einer europäischen Flinte erfordert würde, eine sehr große Anzahl Pfeile fliegen zu lassen, und daß er seinen Waffen einen ungleich höhern Werth beilege, als den der Franzosen. Uebrigens warf er sich, so wie er einen Pfeil abgeschossen hatte, auf den Boden nieder und bedeckte sich mit seinem Schilde, als suchte er Schutz vor den Angriffen seines Gegners. Als der Vorrath seiner Pfeile erschöpft war, legte er den Bogen zur Seite und ergriff seine Keule. Den Schild in der einen und jene furchtbare Waffe in der andern Hand, stürzte er mit Schnelligkeit vorwärts und schien seinem Feinde gräuliche Streiche beibringen zu wollen. Dabei waren alle seine Bewegungen ungestüm und doch sicher; sein Auge funkelte, und man hätte denken sollen, er athme nichts als Krieg und Blutver-

gießen. Der Cüraß, womit die ombayischen Krieger angethan gehen, heißt Boou und besteht aus Büffelhaut. In der Mitte ist zum durchschieben des Kopfes eine Oeffnung angebracht. Vorne und hinten reicht er bis etwas unter die Höhe der Hüften herab und liefert somit im groben das Bild eines Meßgewandes. Auf der Vorder- und Hinterseite des Cürasses sind in horizontaler Richtung eine Menge kleiner Porzellanmuscheln befestigt; größere finden sich unten, nach Art einer Garnirung, angebracht; zuweilen gebraucht man zu diesen Einfassungen auch kleine Stücke Knochen oder Elfenbein, die in Form von Zähnen ausgeschnitten sind. Die Spitzen der Pfeile bestehen aus hartem Holze oder Knochen, mitunter auch aus Eisen. Fächerartig zusammengestellt trugen die Krieger sie an der linken Seite im Gurte ihres Säbels oder Kris. Die meisten Einwohner hatten am Schenkel oder Gürtel eine Menge Fächerpalmenblätter mit Einschnitten, durch welche theils rothe, theils schwarzgefärbte Streifen derselben Blätter gezogen waren, befestigt. Das fortwährende Rauschen des in diesem Aufzuge Einhergehenden, das Anschlagen oder Auseinanderschlagen der Cürasse und Schilde, das Geklingel der kleinen, ebenfalls eine Zuthat des kriegerischen Aufzuges ausmachenden Schellen, das zusammen verursachte ein lärmendes Lachen machendes Getöse. Die Ombayer, weit entfernt, hieran Anstoß zu nehmen, lachten selbst mit den Franzosen. Einer der Letztern, Arrago,

machte vor den Insulanern einige Taschenspielerkünste, die sie ins größte Erstaunen versetzten.

Die Wanderung sollte nun weiter gehen, nach dem auf einer Anhöhe liegenden Dorfe Bitouka. Zwei Wege führen dahin. Die argwöhnischen Ombayer beredeten die Franzosen, den längern einzuschlagen, indeß sie selbst den kürzern nahmen und vor den Fremden bei ihren Wohnungen ankamen. Indem die Franzosen bei einer der Hütten der Insulaner vorbeikamen, bemerkten sie etwa zwanzig an der Decke aufgehangene menschliche Kinnladen. Gaimard, einer der Franzosen äußerte den Wunsch, daß man ihm einige derselben gegen seine vorzüglichsten Tauschartikel überlassen möchte, erhielt aber zur Antwort: sie wären Pamali (geheiligte Gegenstände), woraus die Franzosen schlossen, jene Knochen müßten Trophäen seyn, bestimmt zur Erhaltung des Andenkens an Siege, welche die Ombayer über ihre Feinde erfochten hatten. Die Mauren, Decken und Fußboden der ombayischen Hütten bestehen aus Blättern von Fächerpalmen und Kokosbäumen, welche von Bambusstengeln zusammengehalten werden. Die Schlafstellen erheben sich mehrere Fuß über den Boden und das Bett selbst kommt noch höher zu liegen. Ein Huhn, Honig, grüne Mangos und einige Kokosnüsse waren alles, was man den Franzosen von Lebensmitteln anbot. Gegen ihre Messer, Armbänder, Ohrengehänge, tauschten die Franzosen Bogen und

Pfeile der Ombayer ein; Schilde hingegen und Cüraſſe konnten ſie durchaus nicht bekommen. In der Nähe der Hütten trocknete man weiße Samenkörner, von der Größe einer kleinen Mandel, welche einen ſehr angenehmen Geſchmack hatten. Auffallend war es den Franzoſen, daß ſie in Bitouka nicht eine einzige Weibsperſon zu Geſichte bekamen; vermuthlich waren ihre Führer ihnen bloß vorgelaufen, um dieſelben bei Seite zu ſchaffen.

Das Flüßchen Ira, in der Nähe der Stelle, wo Freycinet die Landung vorgenommen hatte, verſchaffte ſeinen Matroſen Waſſer. Die Berge der Inſel ſind hoch, jedoch ohne daß ein einzelner die andern bedeutend überragte; ihre Abhänge werden von mehr oder minder tiefen Schluchten durchfurcht. Die Niederungen längs der Küſte ſind, die Oſtſeite ausgenommen, von geringem Umfange. Aus der von den Franzoſen geſammelten Lava und Schlacken zu ſchließen, iſt der Boden größtentheils vulkaniſch. Spuren von Anbau kamen den Franzoſen nirgends vor, obgleich an manchen Orten eine kräftige Vegetation ſich zu Tage legt. Unter den Bäumen bemerkte man hauptſächlich die Fächerpalme, den Cokos-, Caſſien-, Mango- und Kajaputbaum mit weißem Stamme, aus welchem das Cajaput- oder Kayou-pouti (weißes Baum-) Oel bereitet wird. Schweine und Hunde ſind die einzigen Säugethiere der Inſel. Unter den Vögeln bemerkte man: die grauen Turteltauben, eine andere

Art mit purpurfarbigen Käppchen, die Ringeltauben, verschiedene Arten von Raben, die Baumläufer u. s. w.

Aus der großen Anzahl von Feuern zu schließen, die man des Nachts, sowohl längs der Küste als tiefer in das Land hinein, unterscheiden konnte, muß die Insel Ombay sehr stark bevölkert seyn. Manche Dörfer sind in den Schatten von Wäldern gebaut, deren Vegetation in den feuchtesten Gegenden sehr kräftig ist. Mehrere andere Dörfer hingegen, worunter eines der ansehnlichsten mit Namen Madama, unweit Bitouka, sahen die Franzosen zu ihrer Verwunderung, an den Graten der höchsten Berge kleben, an Stellen, wo schwerlich süßes Wasser zu finden ist.

Die Eingebornen sind im ganzen genommen von mittlerer Statur, manche sehr wohlgestaltet und von kräftiger Leibesbeschaffenheit; andere hager und von schwacher Complexion. Ihr schwarzer, olivenfarbiger Teint bietet mancherlei Nüancen dar. Der Gesichtswinkel ist bei den meisten weniger weit offen, als bei den Bewohnern von Coupang. In der Regel haben sie platte, einige jedoch auch wohlgebildete Nasen. Ihre Lippen sind dick; die Zähne geschwärzt und zum Theil durch den Gebrauch des Betels verdorben, die Mundhaut hellroth. Ihre schwarzen, langen, bald glatten, bald krausen Haare tragen sie meist in einem Büschel hinten am Scheitel vermittels eines breiten Bandes aus Feigenbaumrinde zusammengebunden.

Einige gehen hinwieder in abgeschnittenen Haaren und legen um den Kopf eine Art von Ring, welchen sie Preki heißen. An Einzelnen bemerkte man Narben auf der Brust, auch an den Armen und Schläfen. Andere hatten im Gesichte sowohl als anderen Theilen des Körpers weißliche, flechtenartige Flecken; zwei waren einäugig, und an sehr vielen bemerkte man unzweideutige Spuren der Pocken. Von musikalischen Instrumenten traf man bei ihnen ein einziges, eine Art von Rohrflöte an, auf der aber die Franzosen nie spielen hörten.

In Coupang, dem Hauptorte des portugiesischen Antheils von Timor blieb Freycinet vier Wochen, bei der Insel Rawack in Neuguinea unter dem Aequator drei Wochen, bei den Mariannen (Ladronen, Philippinen) fast drei Monde, bei den Sandwichs-Inseln drei Wochen, und in Port-Jackson in Neu-Südwales drei Monate.

Die Urania segelte von hier am 25. Dezember 1819 bis 59° südlicher Breite und nach dem Feuerlande, wo sie den 7. Februar 1820 in der Bai du bon Succes landete, von einem Sturme aber in die hohe See geworfen wurde, und bei den Malvinen in der Bai Francaise den 13. Febr. Schiffbruch litt; doch war man so glücklich, Alles?, was man an Bord hatte, zu retten. Freycinet und die Seinen verließen diese Einöde den 27. April 1820 auf

einem amerikanischen Schiffe, welches der Zufall dahin geführt hatte. Freycinet kaufte nämlich dieses Schiff, das er la Physicienne nannte, um seine Entdeckungsreisen fortzusetzen. Er verweilte hierauf im la Plata-Strome ein, und in Rio-Janeiro drei Monate.

Am 13. November 1820 landete Freycinet wieder in seinem Vaterlande, in dem Hafen von Havre.

Den Hauptzweck seiner Reise, Beobachtungen anzustellen, die geeignet wären, die Gestalt der Erde und die Intensität der magnetischen Kraft in der südlichen Hemisphäre zu bestimmen, womit er hydrographische Aufnahmen, meteorologische Beobachtungen, Ortbestimmungen und naturhistorische Sammlungen verband, hat er auf eine Art erreicht, die ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Naturwissenschaften zusichert. Der französische Minister des Innern sagte in seiner amtlichen Bekanntmachung, Capitain Freycinet habe während seines vierwöchentlichen Aufenthalts am Cap, die Behauptung La Caille's nicht bestätigt gefunden, daß nämlich die südliche Halbkugel einen größern Bogen bilde, als die nördliche. Allein La Caille, einer der größten und denkendsten Köpfe seiner Zeit, hielt sich am Cap beinahe ein halbes Jahr auf. Dagegen sind die Beobachtungen Freycinets über den Magnetismus von größerm Werthe. Sie beweisen, daß in der südlichen Hemisphäre eine der nördlichen Halbkugel diametral

entgegen laufende Bewegung statt findet. Die täglichen Schwankungen der Magnetnadel waren innerhalb der Wendekreise sehr klein, und die Inclinationen der Nadel, welche Freycinet gemessen hat, bestättigen vollkommen die eigenthümliche Krümmung des magnetischen Aequators im Südmeere, welche schon aus Cook's Beobachtung hervorzugehen schien. Auch wurden mit 55 Flaschen Meerwasser, die Freycinet mitgebracht hatte, Versuche angestellt, um zu bestimmen, ob das Seewasser der südlichen Halbkugel an Salz spezifisch schwerer sey, als das in der nördlichen.

Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde Freycinet, wie es der Gebrauch ist, wegen des erlittenen Schiffbruches, vor ein Kriegsgericht, aus Seeoffizieren gebildet, gestellt, allein auf das Ehrenvollste losgesprochen.

Als Freycinet nach seiner Rückkehr bei seinem Könige Ludwig XVIII. zu einer besondern Audienz in dessen Kabinet zugelassen wurde, sagte der Monarch zu ihm: „Sie sind als Fregatten-Capitain hier eingetreten, Sie verlassen das Zimmer als Schiffs-Capitain; danken Sie mir aber nicht dafür, sagen Sie vielmehr, was Jean Bart*) zu Ludwig

*) Jean Bart war ein berühmter französischer Admiral und Seeheld, dabei ein ganz origineller Mann.

XIV., als er ihn zum Anführer einer Eskadre machte: „Sire! das haben Sie recht gemacht!" — Anmuthsvolle Worte, welche dem Avancement einen besonderen Werth dadurch beilegten, weil dasselbe nicht als eine Gunstbezeugung erschien.

Die handschriftlichen Nachrichten von Freycinets Reise um die Welt, 31 Quartbände sind im Sekretariat der Akademie in Paris niedergelegt. Daraus entstand das Prachtwerk: Voyage autour du monde fait p. o. du Roi sur l. corvettes l'Uranie etc. pend. l. années 1817—1820. p. M. L. de Freycinet. Paris 1825 etc. 8 volum. (mit 4 Atlas von 348 Kupfern) in 4.

Otto's Ritters von Kotzebue, russisch-kaiserlichen Flott-Capitains, Reise um die Welt, in den Jahren 1823 bis 26. Bearbeitet von Dr. Göschl, königlichen Professor am Lyceum zu Aschaffenburg *).

Erstes Buch.

Otto von Kotzebue ward im Jahre 1823 vom Alexander, Kaiser von Rußland, zum Be-

*) Von demselben Verfasser befindet sich unter der Presse und erscheint bei Th. Perguay in Aschaffenburg: „Versuch einer historischen Darstellung der kirchlich-christlichen Ehegesetze von Christus bis auf die neuesten Zeiten.“ Früher erschien von ihm bei Th. Perguay: „Denkmal auf das Grab des geistlichen Rathes Konrad von Braun.“ Auch redigirte Dr. Göschl im

fehlshaber des Schiffes Predpriatie (zu deutsch: die Unternehmung) ernannt, mit der besondern Weisung, von Kronstadt aus eine Ladung verschiedener Materialien nach Kamtschatka zu bringen, und von da nach der Nordwestküste von Amerika zu segeln, um dort dem, von ausländischen Schiffen getriebenen, der russisch-amerikanischen Compagnie nachtheiligen Schleichhandel zu wehren. Ein Jahr sollte das Schiff an der amerikanischen Küste verweilen, und sodann, von einem andern abgelöst, die Rückfahrt nach Kronstadt antreten.

Das Schiff hatte die Größe einer Fregatte von mittlerm Range, und zählte, um es nicht unnütz zu belasten, nur 24 sechspfündige Kanonen und 145 Personen *). Dagegen war Kotzebue mit astronomischen, physikalischen und andern wissenschaftlichen Instrumenten reichlich versehen; unter andern besaß er zwei verschiedene Pendel-Apparate und einen von dem berühmten Reichenbach für diese Expedition eigens verfertigten Theodolit.

Jahre 1830 die „Katholische Kirchenzeitung" (Aschaffenburg bei Th. Perguay) in welche er viele Aufsätze, Abhandlungen u. s. w. zugleich lieferte.

Jäck.

*) Darunter ein Geistlicher, ein Arzt, ein Naturforscher, ein Astronom, ein Physiker und ein Mineralog. G.

Am 14. July alten Styls (nach welchem bey dieser Reise immer gerechnet worden) stand das Schiff völlig ausgerüstet und segelfertig im Hafen von Kronstadt, woselbst der Kaiser genaue Besichtigung hielt.

1) Am 28. Juli bei günstigem Winde gab Kotzebue, der Schiffscapitain, den Befehl, die Anker zu lichten und die Segel aufzuspannen. Die ganze Mannschaft war von frohem Muthe und hoher Begeisterung für das vorgesteckte Unternehmen beseelt. Der Wind blies frisch in die Segel, und bald war die Festung sammt ihren Thürmen den Blicken der Seefahrer entrückt.

Bis Gothland ging die Fahrt vortrefflich, aber nun überfiel sie plötzlich ein Sturm, der 24 Stunden andauerte, jedoch glücklich vorüberging, so daß Kotzebue am 8. August die Insel Bornholm erreichte. Angenehm wurde er daselbst überrascht durch den Anblick des Admirals Crowe, der mit einer russischen Flotte bei dieser Insel kreuzte. Früh Morgens am 10. August langten sie vor der freundlichen Hauptstadt Dänemarks an. Von da passirten sie am 12. August den Sund, und befanden sich eben in Kattegatt, als in der Nacht ein heftiges Gewitter losbrach, welches mit seinen zu großen Feuermassen gewordenen Blitzen das Schiff zu verschlingen drohte. Die Fahrt in der Nordsee war bei fast immerwährenden conträren Wind langweilig, und im

englischen Kanal, des ununterbrochenen Nebels wegen, gefährlich. Dennoch langte Kotzebue am 25. August glücklich auf der Rhede von Portsmuth an.

In London hielt sich Kotzebue nur so lange Zeit auf, als erforderlich war, um die nöthigen astronomischen Instrumente, Seekarten und Chronometer sich anzuschaffen; jedoch konnte er erst am 6. September die Rhede wieder verlassen. Am folgenden Morgen hatte das Schiff das Vorgebirge Portland erreicht, als ein conträrer Wind bei einem Aequinoctialsturm dasselbe mit großer Gefahr wieder zurücktrieb. Zum zweitenmal verließ Kotzebue England, wurde aber bei nun eingetretener Windstille noch neun Tage im Kanal aufgehalten, ehe er in den atlantischen Ocean kommen konnte. Jetzt trieb ein frischer Nordwind das Schiff südwärts, so daß es nach manchem Kampfe mit Stürmen am 22. September die Parallele von Lissabon erreichte, und somit der Sturmregion entrückt war.

Der günstige und frische Passatwind brachte es schnell und bequem an die Insel Teneriffa, wo Kotzebue mit dem Bedarf an Wein sich zu versehen beabsichtigte. Schon hatten unsere Seefahrer ihre, aus hohen, schroffen und schwarzen Lavafelsen bestehende nördliche Spitze erreicht, und segelten die südliche Küste entlang, der Rhede von Santa-Cruz zu, als sie an einer spitzen Anhöhe von ungefähr tausend Fuß über der Meeresfläche einen Telegraphen in

voller Thätigkeit sahen. Jetzt zeigte sich ihnen auf dem Abhange eines Berges die amphitheatralisch gebaute Stadt mit ihren vielen Kirchen, Klöstern und großen Theils hübschen Häusern, es überraschte sie der majestätische Pick, dieser Riese unter den Bergen, der im Hintergrunde sein eisbedecktes Haupt 13,278 Fuß über die Meeresfläche erhebt, als plötzlich eine von der Festung aus abgefeuerte Kugel nicht weit vom Schiffe in's Wasser fiel. Zugleich nahmen sie große Thätigkeit auf den Wällen war. Die Kanonen wurden geladen, und die Kanoniere standen mit brennenden Lunten bereit, mit spanischen Kugeln das Schiff zu begrüßen. Da beschloß Kotzebue, der Insel und ihrem Pick Lebewohl zu sagen, und die Fahrt nach Brasilien fortzusetzen. Der Lauf des Schiffes ging gerade auf den Aequator zu, den es am 21. Oktober unter dem 25. Grad der Länge (von Greenwich an gerechnet) durchschnitt. Kotzebue begrüßte die südliche Halbkugel durch Abfeuerung des Geschützes. Ein frischer Südostpassat führte das Schiff schnell an die Küste Brasiliens.

2) Am Morgen des 1. Novembers, der auf der südlichen Hemisphäre ein Frühlingsmorgen war, erblickte Kotzebue das Cap Frio, und an demselben Abend konnte er schon deutlich die, durch einen zuckerhutförmigen Berg sehr kenntliche Einfahrt der Bucht Rio-Janeiro unterscheiden. Eine Windstille hinderte ihn aber, noch am nämlichen Abende

in den Hafen einzulaufen, an dessen Mündung er gezwungen war, die Anker fallen zu lassen. Die so reizenden Umgebungen nahmen ihn und seine Gefährten ganz in Anspruch. Ein erquickender Landwind führte ihnen die angenehmsten Wohlgerüche und eine Menge schöner Schmetterlinge und Insekten zu. Vögel, wie nur die Tropenländer sie hervorbringen, umschwebten sie. Alles zeugte, daß die Natur dieses Land vorzugsweise zum frohen Lebensgenuß und zum Glück ihrer Geschöpfe bestimmt hat. Nur dem Negersklaven wird bei seiner schweren Arbeit, unter der Peitsche seines Tyrannen, dieser Himmel zu einer Hölle. — Während der ganzen Nacht hörte man fast ununterbrochen von der Stadt her Kanonen, und dazwischen auch Flintenschüsse fallen, wobei eine Menge Raketen in die Luft stiegen. Es wurde, wie Kotzebue nachher erfuhr, vom Volke ein Freudenfest gefeyert, wegen der Verhaftung dreier Minister, die einer Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigt waren.

Beim Anbruch des Tages meldete sich der brasilianische Bootsdirektor auf dem Schiffe, ein Mann bei Jahren, klein, dick und ohne alle Bildung, der sich auf seinen Namen Vasco de Gama viel zu gute that, den er mit dem ersten Umschiffer des Vorgebirges der guten Hoffnung gemein hatte, von welchem er in gerader Linie abzustammen vorgab. Der Anker wurde gelichtet, und das Schiff lief ein in die Bucht von Rio-Janeiro, deren schmaler Eingang

einen Kanal bildete, und von einem starken, auf einer Anhöhe liegenden Fort beherrscht wird, wodurch sie vor feindlichen Fahrzeugen ziemlich gesichert ist. Ueberraschend und ergötzend zeigte sich die amphitheatralisch gebaute, von dort aus sehr hübsch erscheinende Stadt Rio-Janeiro. Zwischen den Gebäuden erheben sich stolz die hohen schlanken Palmen, welche die freundlich weißen Häuser beschatten. Den Hintergrund bildet ein schroffer Abhang des Gebirges, der mit mehrern Klöstern geziert war.

Kaum hatte Kotzebue die Segel eingenommen, als der russische Vice-Consul von Kielchen und ein von der brasilianischen Regierung abgesandter Officier an den Bord kamen, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen. Letzterer machte ihn zugleich mit der Verordnung seiner Regierung bekannt, daß jedes ankommende Kriegsschiff die Festung mit 21 Kanonenschüssen begrüßen müsse. Kotzebue befahl sogleich, die 21 Kanonen abzufeuern, und erhielt unverzüglich von der Festung eine gleiche Anzahl Schüsse zur Erwiederung.

Um die gute Jahreszeit am Cap Horn nicht zu versäumen, ersuchte Kotzebue Herrn von Kielchen, die zur Fortsetzung seiner Reise erforderlichen Lebensmittel und die übrigen Bedürfnisse so bald als möglich zu liefern. Dazu war aber eine Zeit von vier Wochen nöthig, die er vorzüglich zu astronomischen und Pendel-Betrachtnngeu anzuwenden gedachte, zu

welchem Behufe ihm von Kielchen ein bequemes Landhaus, an der kleinen romantischen Bucht Botafogo gelegen, einräumte, während die Offiziere die Arbeiten auf dem Schiffe besorgten.

In der reizenden Umgebung dieses Landhauses, unter steter Beschäftigung für die Expedition, floß ihm die kurze Zeit seines Aufenthaltes in Brasilien schnell und angenehm dahin.

Von Botafogo führt ein anmuthiger, sich zwischen hübschen Landhäusern hinschlängelnder Weg zur Stadt, deren Name Rio-Janeiro (d. h. Januarfluß) aus einem Irrthum des ersten Entdeckers der Bucht entstand, der sie für die Mündung eines Flusses hielt, welchen er nach dem Monat der Entdeckung nannte. So schön sich die Stadt von der Bucht her ausnimmt, so sehr wird man auf unangenehme Weise überrascht durch die schmalen, schlecht gepflasterten, schmutzigen Straßen und durch den gänzlichen Mangel an geschmackvollen Gebäuden. Plumpe Kirchen und Klöster gibt es in großer Menge. Der Umfang der Stadt ist ziemlich beträchtlich; auch zählt sie ungefähr 250,000 Einwohner, wovon aber zwei Drittheil Neger sind und das dritte Drittel wieder großen Theils aus Mulatten, Mestizen und andern farbigen Leuten besteht. Das Sehenswertheste in der Stadt ist das Museum, welches einige seltene Naturalien enthält und mit kostbaren Steinen angefüllt ist.

Am 19. November wohnte Kotzebue der Feier

des Krönungstages und der Stiftung des Ordens vom südlichen Kreuze in der Stadt bei; und am 28. November Morgens 5 Uhr, setzte er seine Reise weiter fort. Die Resultate der auf dem Lande angestellten Observationen zur Ortsbestimmung sind folgende: Breite von Botafogo 21° 56′ 5″ Süd. — Länge, aus vielen verschiedenartigen Beobachtungen, die Mitte: 43° 7′ 32″ West. Die Abweichung der Magnetnadel betrug 3° östlich, ihre Inclination 9° 28′. Die Längendifferenz zwischen Cap Frio und Botafogo betrug 1° 6′ 20″ folglich die wahre Länge vom Cap Frio 42° 1′ 12″ W. von Greenwich.

3) Auf der weitern Fahrt nach Süden konnte Kotzebue unter dem 39° der Breite wahrnehmen, wie viel weiter der Südpol seinen unfreundlichen Einfluß erstreckt, als der Nordpol. Die Vorboten der nahe liegenden Sturmregion, der Wallfisch und der Riesenvogel, Albatroß genannt, zeigten sich häufig. Zwischen den Falkeninseln und der Küste Pataconiens verkündete eine unendliche Menge grauer Sturmvögel die Nähe des Landes; und am Morgen des 23. Dezembers waren in einer Entfernung von 50 Meilen die hohen, mit Schnee bedeckten eckigen Bergspitzen des schauerlichen Staatenlandes zu sehen. Ein frischer Wind führte das Schiff bald dieser unwirthbaren, von der Natur so ganz verwahrloseten Insel nahe genug vorbei, daß Kotzebue die Gegenstände auf ihr ohne Fernrohr erkennen konnte. Der

schwache Wind erlaubte erst am folgenden Morgen das östliche Vorgebirge vom Staatenlande, Cap John, zu umschiffen. Kotzebue ließ jetzt, ohne sich vom Lande zu entfernen, einen westlichen Cours längs der südlichen Küste vom Staatenlande nehmen, um auf diese Weise das Cap Horn schneller zu erreichen und es im Angesicht des Landes zu dubliren. Rechts lag in schauerlichen Formen das Feuerland. Schon am Mittage des folgenden Tages wurde das so sehr gefürchtete Cap Horn in einer Entfernung von 25 Meilen sichtbar als hoher runder Berg. Eine Windstille verzögerte die Fahrt; am Weihnachtstage wurde das Cap ohne alle Beschwerden dublirt, und am Abende ganz nahe den kleinen Felseninseln Diego Ramirez, von einer unendlichen Menge Seevögel bewohnt, vorbeigesegelt, so daß sich das Schiff nun in der Südsee befand. Mit Hülfe eines frischen südlichen Windes, der das Schiff in einer Stunde 11 Meilen weit trieb, ward nach einem kleinen Sturm das Feuerland am 5. Januar glücklich umschifft, und die Fahrt nach Norden fortgesetzt. Bei dem Cap Horn zeigte das Reaumürsche Thermometer am Mittag nur 4 Grad Wärme.

Fröhlich wurde das Jahr 1824 von der Schiffsmannschaft begonnen, weil mit der Umseglung vom Cap Horn die größte Gefahr der Reise überstanden war.

Den 15. Januar zeigte sich in weiter Ferne die

Insel St. Maria, und am folgenden Morgen erkannte Kotzebue schon an den beiden hohen runden Bergen, welche Biobios-Busen genannt werden, nach diesem Flusse, der zwischen ihnen durchfließt, daß er sich in der Nähe der Bucht Conception befand. Ein frischer Südwind trieb das Schiff rasch dem Lande zu, welches dem Auge eine fast ununterbrochene, ermüdende, wagerechte Linie darbot. Der runde Bergrücken ist spärlich bewachsen, und hatte in dieser trokkenen Jahreszeit fast das Ansehen einer Wüste. Am Mittage wurde die am Eingange der Bucht liegende Insel Quiquirino dublirt, und nun befand sich das Schiff auf der geräumigen, jetzt spiegelglatten Wasserfläche, von einer Menge Wallfischen, Seehunden, Delphinen und Wasservögel umringt, welche das Meer an Chili's Küsten in großer Anzahl beleben. Die Windstille machte es unmöglich, noch am nämlichen Tage den Flecken Talcoguano, wo die Schiffe gewöhnlich vor Anker gehen, zu erreichen, und nur noch wenige Meilen von demselben entfernt, ließ Kotzebue die Anker fallen. Am folgenden Morgen schickte er einen Offizier ans Land, um den Commandanten des Ortes um die Erlaubniß zu bitten, mit frischen Lebensmitteln und Wasser zur Fortsetzung der Reise sich versorgen zu dürfen. Und als dieser mit günstiger Nachricht zurückkam, ließ Kotzebue die Anker lichten, und in der Entfernung eines Flintenschusses von Talcoguano wieder fallen. Am Nachmittage fuhr er

ans Land, um dem Commandanten einen Besuch zu machen. Dieser, ein alter, sehr republikanisch gesinnter, Mann empfing ihn mit spanischer Etikette, und wies ihn an den ersten Präsidenten der Republick, Freire, der sich in der Stadt Conception befand, von dem er eine Anweisung haben müsse, wie weit er in seinen Dienstleistungen gegen ihn zu gehen habe. Kotzebue machte sich sogleich auf den Weg dahin, um diese Forderung zu erfüllen, und benützte dabei ein Empfehlungsschreiben, das er aus Rio-Janeiro an einen Kaufmann in Conception, Namens Mendiburu, mitbekommen hatte. Der kleine, bejahrte Mann bewillkommte ihn aufs freundschaftlichste, bot ihm Wohnung an, und begleitete ihn selbst zum Präsidenten. Dieser empfing sie in voller Generalsuniform nach steifer Etikette, aber doch freundlich, obgleich nicht ganz ohne Mißtrauen, Rußland möchte Absichten auf Chili haben. Das Gesuch, eine Reise in die Cordilleren zu machen, schlug er geradezu höflichst ab, weil man mit den Gebirgsvölkern im Kriege begriffen sey; wohl aber ertheilte er die Erlaubniß, die Umgebungen von Talcoguano und die Ufer der Bai Conception zu bereisen, wozu der Paß ausgefertigt und ein Unterofficier zum Begleiter bestimmt ward. Der gefällige Mendiburu begleitete ihn am folgenden Tage nach Talcoguano zurück, wo er ihm ein großes, eigenes Haus zu den astronomischen Beobachtungen einräumte. Die Erholungs-

stunden brachten Kotzebue und seine Offiziere bei den sehr gastfreien Talcoguanern angenehm zu. — Bald ward das Städtchen von kriegerischem Getümmel erfüllt. Ein von Conception kommendes Grenadierregiment zog ein, mit wirbelnden Trommeln und schöner Musik. Ein paar Regimenter wurden auch nach der Insel Quiquirino übergesetzt, wo sie im Lager stehen und in den Manövern geübt werden sollten. Diese ganze Macht, zusammen aus 8000 Mann bestehend, war bestimmt, den einzigen Punkt, den die Spanier noch besetzt hielten, anzugreifen. Man wartete nur auf die erforderlichen Schiffe, die aus Valaraiso kommen sollten, um die Truppen zu ihrer Bestimmung zu führen.

Oefters wurden auf dem Schiffe Besuche von Herren und Damen gemacht. Ein Mal befand sich auch ein, mit den Chiliern befreundeter araucanischer Häuptling, nebst seiner Tochter und einem kleinen Gefolge darunter. Es ward ein Frühstück gereicht, wobei sich die Araucaner, Messer und Gabel verschmähend, mit den Fingern sehr tapfer hielten. Nach der Mahlzeit wurden ihnen kleine Geschenke gemacht, die viele Freude erregten. Der Häuptling bot sich aber überdieß noch einen Piaster aus, und seine Tochter einen Spiegel. Nachdem sie sich eine Weile mit Wohlgefallen in demselben betrachtet hatte, ging dieses Kleinod von Hand zu Hand unter ihren Landsleuten. Sie sind von mittlerem Wuchs, starkem Kör-

perbau und dunkler Farbe. Ihr schlichtes, schwarzes Haar hängt frey über die Schultern herab, die kleinen, chinesisch gezogenen Augen und die vorstehenden Backenknochen scheinen auf asiatische Abkunft zu deuten. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist freundlich, lebhaft und nicht ohne Geist. Ihre Kleidung ist sehr einfach und besteht blos aus einem viereckigen, mehr langen als breiten, der Länge nach bunt gestreiften Stücke wollenes Zeug, das sie selbst verfertigen. In der Mitte ist ein Loch, wodurch der Kopf gesteckt wird, so daß die längern Theile vorn und hinten bis an das Knie, die kürzern aber zu beiden Seiten, bis etwas über die Schultern hinaus, den sonst ganz entblösten Körper bedecken.

Die Officiere des garnisonirenden Regiments hatten die Aufmerksamkeit, dem Capitain Kotzebue und seinen Officieren einen Ball zu veranstalten, wogegen auch diese auf ihrem Schiffe einen gaben, der aber durch das Gerücht, als habe man die Absicht, in der Stille die Anker zu lichten, und mit der schönen Beute davon zu segeln, beinahe gestört worden wäre. Nur den Bemühungen des Mendiburu gelang es, den lächerlichen Wahn zu verscheuchen und die Ruhe wieder herzustellen.

Das vorzüglich heitere Wetter bewog Kotzebue, eine Lustfahrt nach dem gegenüberliegenden Ufer der Bai zu unternehmen, um dort die Ruinen der alten Stadt Conception zu besehen. Mendiburu

war von der Gesellschaft, so wie alle Gelehrte auf dem Schiffe, und die Officiere, denen der Dienst es gestattete. Sie landeten nach zweystündiger Ueberfahrt in drei großen Böten bei dem Flecken Pencu, der, wie Portici über Herculanum, auf den Trümmern der verschlungenen Stadt Conception erbaut ist. Ungefähr fünfzehn, von Gärten umgebene Häuser, liegen hier zerstreut auf einer anmuthigen Ebene, durch welche ein schmaler Strom, St. Peter genannt, sich rauschend windet. Man hält diese Gegend für eine der reitzendsten an der ganzen Bai.

Schon war Kotzebue im Begriff, Chili zu verlassen, als die freundschaftliche Behandlung, die er daselbst erfahren hatte, sich in merkbares Mißtrauen umänderte. Es wurden geheime Anschläge gegen seine Leute gemacht. Den ersten Anstoß gab der Schnurbart, den einer derselben trug, an welchem die Chilier einen verkappten Spanier zu erkennen glaubten, der mitgekommen sei, um Unruhen zu erregen, und die Gemüther für die feindliche Regierung zu gewinnen. Zweimal erhielt Kotzebue deshalb eine Warnung, auf seiner Hut zu seyn, worauf er kriegerische Anstalten traf, die nicht unbemerkt mochten geblieben seyn, denn er konnte ruhig die Anker lichten, um die Reise fortzusetzen. Schon waren die Segel aufgespannt, da brachte Mendiburu die Nachricht, daß bei der Insel Quiquirino am Eingange der Bai eine chilische Fregatte und eine Corvette vor An-

fer lägen, die vor zwei Tagen aus Valparaiso dort angelangt seien, um Truppen nach Chili zu bringen, und daß diese Schiffe den Befehl hätten, das Auslaufen des Schiffes Kotzebue's aus der Bucht zu verwehren. Letzterer nahm diese Nachricht dankbar auf, traf seine Anstalten, und verließ glücklich die Bucht, ohne daß die chilische Fregatte etwas anders unternehmen konnte, als beim Begegnen durchs Sprachrohr etwas unverständliches zuzurufen.

Die am Lande gemachten Beobachtungen waren folgende: Breite von Mendiburus Hause in Talcoguano 36° 42′ 15″. Westliche Länge desselben 73° 8′ 20″. Declination der Magnetnadel 14° 00′ 00″ östlich. Inclination derselben 80° 4′.

4) Von Chili aus richtete Kotzebue den Lauf seines Schiffes nordwestlich, um zwischen den Parallelen des 15° und 16° südlicher Breite den Archipel zu erreichen. In drei Tagen hatte er bei ununterbrochenem frischen Südwind 660 Meilen zurückgelegt. Die Insel Juan Fernandez blieb ihm links, und die kleinen unbewohnten, felsigen Inseln Felix und Ambrosio in geringer Entfernung rechts. Schnell erreichte er den südlichen Wendekreis, und in drei Wochen von Chili schon 4000 Meilen entfernt, befand er sich in der Nähe des gefährlichen Archipels, der von kleinen Koralleninseln gebildet wird. Am 3. März entdeckte er im 15° der Breite und 139° der Länge eine neue, stark bewaldete Insel,

welcher Kotzebue den Namen seines Schiffes, Predpriatie, gab. Er kam dem Lande so nahe, daß er die Gegenstände auf demselben mit bloßen Augen deutlich unterscheiden konnte. In ihrer Mitte schließt die Insel einen großen See ein, auf welchem Kähne herumsegelten. Die ganz nackten Wilden, eine lange, starke, dunkelfarbige Menschenraçe, waren in großer Bewegung. Sie versammelten sich am Ufer, und betrachteten das Schiff mit Gebärden des Erstaunens. Einige, mit Speeren und großen Knitteln bewaffnet, liefen unruhig umher, Andere zündeten Holzstöße an, wahrscheinlich, um durch den aufsteigenden Rauch benachbarten Inseln ein Zeichen ihrer Hülfsbedürftigkeit gegen das nie gesehene Seeungeheuer zu geben. Unter den schattigen Brodbäumen standen niedliche, von Schilf geflochtene Hütten, aus welchen Weiber, zum Theil mit Kindern, die sich ihnen an den Hals hingen, eiligst entflohen und sich im Walde verbargen. Kotzebue segelte rund um die Insel herum, ohne einen Platz zu finden, wo er hätte landen können. Die größte Ausdehnung dieser kleinen Insel von ONO. nach WSW. beträgt nur vier Meilen. Nicht weit von ihr entfernt liegt die Insel Araktschejef (vom russischen Flottcapitain Bellingshausen im Jahre 1819 entdeckt), welche in Ansehung ihrer Größe und Beschaffenheit sehr viele Aehnlichkeit mit der Insel Predpriatie hat. Im Südwesten sah man die nördliche Spitze der Inselgruppe

Wolchonsky, und am Morgen des 8. März bekam Kotzebue die Romanzowinsel zu Gesichte, so wie Abends die nach dem Admiral Spiridow benannte Insel. Nun befand er sich mitten im gefährlichen Archipel, aus dem er nach einem nächtlichen Gewitter mit Regengüssen und Windstößen bei erfolgtem guten Wetter herauskam, und mit vollen Segeln nach der östlichsten, der von Cook entdeckten Palliserinseln steuerte. Jetzt trat auch der Südost-Passat wieder ein, und Kotzebue nahm, von ihm begünstigt, den kürzesten Weg nach O Tahaïti.

5) Am schönen, heitern Morgen des 12. März hatte Kotzebue die Freude, das herrliche O Tahaïti wie ein leichtes Wölkchen am reinen Horizonte vor sich zu sehen. Aber noch hatte er 70 Meilen zurück zu legen, bis er das Land betreten konnte, welches ihm jetzt als drei getrennte Hügel zu zwei verschiedenen Inseln gehörig erschien. Erst am 14. gelang es ihm, bis zum Cap Venus zu kommen, welches einen überaus reitzenden Anblick gewährt. Auf das Abfeuern einer Kanone, wodurch Kotzebue den Wunsch aussprach, einen Lootsen zu haben, ruderte ein europäisches Boot auf ihn zu, aus dem ein Mann auf sein Schiff stieg, der zu seinem großen Erstaunen in russischer Sprache ihn anredete, da er die Flagge für die russische erkannt hatte. Es war ein Engländer, Namens William, der früher im Dienste der russisch-amerikanischen Compagnie gestanden, und

nun in Tahaïti das Geschäft eines Lootsen verrichtete. Den Lootsen am Bord steuerte man gerade der äußersten Spitze des Cap Venus zu, auf welcher die Tahaïtische Nationalflagge wehte, roth mit einem weißen Stern in der Mitte. Glücklich wurde die von der westlichen Seite, vor der Matawaï-Bai liegende Tiefe, Delphin genannt, umschifft, und endlich, dem am Ufer liegenden Dorfe Matawaï gegenüber, 200 Faden vom Lande wurden die Anker geworfen. Das Ufer wimmelte von Neugierigen, welche mit jubelndem Freudengeschrei die in die Bucht hineinsegelnde Fregatte begrüßten. Eine Menge Canots mit allerlei Lebensmitteln, Früchten und andern zum Tauschhandel dienenden Sachen beladen, stießen eiligst vom Ufer, und bald war das Schiff in einen lebhaften Markt verwandelt.

Um eine bequeme Stelle zu astronomischen Beobachtungen zu erhalten, entschloß sich Kotzebue zu Herrn Wilson, dem Missionär daselbst, an's Land zu fahren. Er landete am folgenden Tage an der Spitze des Caps, wo der Schatten eines dichten Palmenhains vor den brennenden Sonnenstrahlen Schutz gewährte. Kein Mensch war am Strande zu sehen, weit und breit alles still ringsum. Die Bewohner Tahaïtis feierten den Sonntag, und verließen deshalb ihre Wohnungen nicht, wo sie auf dem Bauch liegend und laut heulend die Bibel lasen. Auf einem schmalbetretenen Pfade, im Schatten von Apfelsinen-,

Citronen- und Bananen-Bäumen gelangte Kotzebue zu den Wohnungen der Tahaïtischen Christen, deren lautes Gebet ihm schon entgegentönte. Auf einem freien Platze lag das kleine freundliche, nach europäischer Art gebaute Haus des Missionärs, von einem Gemüsegarten umgeben, der mit allerlei europäischen Küchengewächsen reichlich besetzt war. Herr Wilson hieß ihn herzlich willkommen, und stellte ihm seine Frau, eine Engländerin, seine Kinder und zwei englische Missionäre vor, und da es eben Zeit, zur Kirche zu gehen, war, so lud er ihn dazu ein, was Kotzebue auch annahm. Von des Missionärs Hause führte ein hübscher, breiter, chausseeartig angelegter, schnurgerader Weg, mit tiefen Graben zu beiden Seiten, und mit Cocospalmen und den hohen, schattigen Brodfruchtbäumen bepflanzt, dahin. Die Kirche war ein hübsches Gebäude, von außen mit Lehm beworfen und mit Kalk geweißt, mit einem Schilfdache, ohne Thurm und Glocken. Komisch nahm sich der Sonntagsstaat der Tahaïter aus. Da es bei ihnen keine Schneider gibt, so erhandeln sie Kleidungsstücke von Schiffern, die Tahaïti besuchen, wodurch aber eine vollständige Kleidung sehr theuer wird; daher begnügt man sich mit irgend einem Stück derselben. Der eine paradirt mit einem Frack oder einer englischen Soldatenuniform, ist übrigens, bis auf den Tapagürtel, ganz nackt; der andere hat blos Pantalons oder eine Weste; ein dritter trägt

blos ein Hemd oder schwitzt unter einem dicken Mantel von Tuch u. s. w. Die Frauenzimmer tragen kurze, weiße, auch wohl gestreifte Männerhemden mit breiten Krausen versehen. Die kahlgeschorenen Köpfe, eine von den Missionären eingeführte Mode, zieren kleine, europäische Basthüte, mit Bändern und Blumen besetzt. Es herrschte in der Kirche eine lobenswerthe Stille.

Durch Wilsons Einfluß wurde dem Kotzebue zu astronomischen Beobachtungen ein Häuschen auf dem Cap Venus eingeräumt, und ein nahe dabei gelegenes königliches Lustschloß, aus besonderer Begünstigung vom Regenten, zu seiner Wohnung bestimmt. Es hatte ein tempelartiges Ansehen. Ein Dach von Blättern ruhte auf vielen Säulen, ohne von Wänden eingeschlossen zu seyn. Die Umgebungen waren sehr reitzend.

Eines Morgens trat ein riesenhafter Jeri stolz, in Begleitung des Lootsen, als Dolmetschers, in Kotzebue's Wohnung, und meldete ihm einen Besuch der Königin mit ihrer Familie. Bald erschien auch der königliche Ceremonienmeister, der mit ungeheurer Lebhaftigkeit das ganze Gebäude in Beschlag nahm; ihm folgten mehrere Bediente mit dem Gepäck zur Bequemlichkeit der Herrschaft, die den Boden mit feinen Matten belegten, und alles an den gehörigen Ort stellten. Nun kam eine lange Reihe paarweise gehender Tahaïter heran, die an Bambusstangen

befestigte Lebensmittel verschiedener Art auf den Schultern trugen. Es waren die von der Königin für Kotzebue bestimmten Geschenke: drei große Schweine, Pataten, Jams, Kartoffeln und schöne Früchte von allerlei Art. Endlich erschien auch die Königin mit einem zahlreichen Gefolge, den kleinen König auf dem Arm, und ihre Tochter an der Hand. Hinter ihr gingen ihre drei Schwestern, sämmtlich, wie sie, große und dicke Frauen, denen sich die ganze Masse des Hofstaates nachdrängte. Zuletzt wurde die königliche Küche in Kürbisgeschirren von Leuten der niedern Volksklasse getragen. Die Königin und ihre Schwestern waren in Betttücher gehüllt, und ihre Strohhüte, zum Zeichen der Trauer wegen des verstorbenen Königs, mit großen schwarzen Kreppschleifen besteckt. Der kleine Pomareh, ein niedlicher, lebhafter Knabe, war ganz auf europäische Art in ein Jäckchen und Hosen von Bombassin gekleidet, auf dem Kopf ein rundes Hütchen, aber mit bloßen Füßen, wie bei allen Tahaïtern. Die Prinzessin, ein hübsches Mädchen, war ganz leicht, mit einem kurzen, gestreiften Hemde umgethan. Nachdem die Königin dem Andenken ihres verstorbenen Gemahles, seit dessen Tod sie diesen Pallast nicht mehr betreten, einige Thränen geweiht hatte, grüßte sie freundlich, setzte sich Kotzebue'n gegenüber auf einen Stuhl, und stellte verschiedene Fragen an ihn, mittelst des Dollmetschers. Nun brachte Kotzebue einige Geschenke

für die Königin, ihre Familie und ihre nächste Umgebung, welche, so unbedeutend sie auch waren, große Freude erregten. Sie bestanden in seidenen und baumwollenen Tüchern, Glasperlen, Spiegeln und Scheeren u. s. w,

Unterdessen hatte der Ceremonienmeister ein mitgebrachtes Schwein geschlachtet und auf tahaïtische Art in der Erde gebacken. Er trug es auf einem großen Bananenblatte herein, und setzte es der Königin vor; noch andere Speisen wurden gebracht, welche, nach einem vom Ceremonienmeister laut hergesagten Gebete, von der königlichen Familie ohne Gabel und Messer, mit gutem Appetit verzehrt wurden. Nach geendigter Mahlzeit wurde wieder gebetet. Die hohen Herrschaften wuschen sich die Hände mit Wasser und den Mund mit Cocosmilch, und hielten die Sieste, d. i. sie legten sich sämmtlich schlafen. Die Dienerschaft entfernte sich. Nach Beendigung der Sieste verlangte die Königin, die Fregatte zu besehen, Kotzebue beorderte sogleich einen Officier, der sie dahin begleiten mußte. Beim Abschiede drückte sie ihm die Hand und rief im Weggehen ein freundliches Jorona, Jorona.

Am Ufer lagen die Canots zur Ueberfahrt bereit. Bei der Fregatte angekommen, eilte die Königin sogleich, ohne von irgend einem Gegenstande auf dem Verdecke angezogen zu werden, in die Capitains-Cajüte, von ihrer Familie gefolgt, und verließ sie

nicht eher, als bis sie wieder an's Land fuhr. Die Einrichtung des Schiffes mochte vielleicht ihre Neugierde deshalb weniger erregen, weil sie selbst ein gutes, in England gebautes Kauffartheischiff besaß. Dagegen bewunderten die Damen alle Sachen in der Cajüte, und wollten sie haben. Ein paar Ellen breiter, unächter Tressen, die ihnen zum Geschenke dargeboten wurden, erhielten sie jedoch in guter Laune, die bei der Verweigerung der unentbehrlichen Gegenstände getrübt zu werden schien. Das Gefolge war unterdessen auf dem Verdeck geblieben, und kaufte von den Matrosen allerlei alte Kleidungsstücke für spanische Piaster zum hundertfachen Werth.

Erst beim Untergange der Sonne, nachdem die hohen Gäste und ihr Gefolge auch noch die Mittagstafel daselbst gehalten hatten, wobei sie sich aber der Löffel, Messer und Gabeln bedienten, und auch Wein, wiewohl sehr mäßig genoßen, verließ die königliche Familie das Schiff, und steuerte gerade ihrer Residenz zu.

Nach einiger Zeit empfing Kotzebue noch einen Besuch von der königlichen Familie, und zwar in Begleitung sämmtlicher in Tahaïti anwesenden Unterkönige mit ihren Gemahlinnen, worunter sich auch der Großvater des kleinen Königs befand. Sie trugen gemeinschaftlich eine sehr dringende Bitte vor, die darin bestand, dem kleinen Könige ein Paar Stiefeln machen zu lassen, weil seine Krönung bald statt-

finden würde. Kotzebue befahl sogleich seinem Schuster, diesem königlichen Bedürfniß abzuhelfen. Auch bei diesem Besuche ward wieder gegessen und geschlafen.

Am Morgen des 24. März ließ Kotzebue die Zelte auf der Venusspitze abbrechen, die astronomischen Instrumente auf das Schiff bringen, und er selbst verließ seine Wohnung am Lande, um Nachmittags abzureisen. Die Tahaïter brachten noch Geschenke an Lebensmitteln, ohne Gegengeschenke annehmen zu wollen, und begleiteten das Schiff auf ihren Canots bis zur Mündung der Bai.

6) Bei Tagesanbruch des 25. März sah Kotzebue in Norden die Insel Guagein, und im Nordwesten Ulietea, und am Abend hatte er bereits alle Societätsinseln im Rücken. Als er seinen Lauf nach Westen fortsetzte, entdeckte er eine Gruppe niedriger, mit dickem Gesträuch bedeckter Koralleninseln, in der Ausdehnung von 3 Meilen Länge, und 21/2 Meilen Breite. Kotzebue gab ihr den Namen des verdienstvollen Seefahrers Bellingshausen. Die häufige Erscheinung großer Schwärme von Seevögeln ließ zwar häufig auf die Nähe von noch unbekannten niedrigen Inseln schließen, ohne jedoch einige zu sehen. Erst am 2. April sah man wieder Land. Kotzebue entdeckte eine kleine unbewohnte Insel von 14° 32′ 39″ südlicher Breite und 168° 6′ 00″ Länge, welcher er den Namen seines

ersten Lieutenants Kordinkoff gab. Noch in derselben Nacht erblickte man bei hellem Mondschein die östliche der Navigatorinseln, Opoun, als einen hohen runden Berg. Westlich von ihr liegen die beiden kleinen Inseln Leoneb und Fanfueh nahe bei einander. Sodann folgt die Insel Maouna, an deren Nordostspitze noch eine kleine Insel ganz in der Nähe liegt. 45 Meilen weiter liegt die Insel Ojalva, und 10 1/2 Meilen von dieser die westlichste der Navigatorinseln, Pola, welche auch die größte und höchste derselben ist. Zwischen ihnen liegen noch einige kleine Inseln. Alle diese Inseln sind höchst fruchtbar und ungemein stark bevölkert. Ojalava bietet einen überaus freundlichen Anblick, dem selbst Tahaïti nachstehen muß. Pola hat ein majestätisches Ansehen. Die ganze Insel besteht aus einem großen, hohen, oben rundgeformten Berg. Vergebens forschte Kotzebue an allen Küsten nach einem sichern Hafen, bis er endlich den der Insel Maouna erblickte, der die Benennung Massacre-Bai führte. Die Ufer waren mit Cocosbäumen eingefaßt, und das Innere des Landes prangte in der üppigsten Vegetation. Ein kleines, nur drei Mann tragendes Canot ruderte auf das Schiff zu, dem bald eine Menge Canots folgten. Nur durch Bajonette und Lanzen waren diese zudringlichen Wilden vom Erklettern des Schiffes abzuhalten. Ausser wenigen Cocosnüssen brachten sie keine Lebensmittel. Sie erschienen unbe-

waffnet, hatten aber hinterlistig in ihren Canots Keulen und kurze Lanzen verborgen. Daher wurde nur wenigen vergönnt, auf dem Schiffe zu bleiben. Die kleinen Geschenke, die unter sie vertheilt wurden, schienen ihre Habgier zu reitzen. Sie suchten mit Gewalt zu nehmen, was man ihnen nicht gutwillig gab. Sie glichen reissenden Thieren, und wirklich wurde bei einem durch die zufällige Entblößung des Armes eines Matrosen, der Appetit nach Menschenfleisch so erregt, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem weißen Arm zu schnappen. Die Bewohner von Maouna sind Menschenfresser, und vielleicht die verworfensten, welche die Südsee beherbergt. Sie sind groß, ihre Farbe dunkelbraun. Bei längerm Aufenthalte unter diesen Wilden wäre wohl Kotzebue gezwungen gewesen, sie die Macht der Kanonen fühlen zu lassen, denn sie machten förmlich Anstalten zu einem Angriff; daher ließ er die Segel hissen, und das Schiff nahm einen raschen Lauf, wodurch es viele Kähne, die sich an dasselbe festgehakt hatten, umstieß. Rache schnaubend suchten sie das Schiff wieder einzuholen; mehrere hatten sich mit ihren langen Nägeln an den Seiten des Schiffes, wie Katzen, angekrallt, von denen sich die Matrosen nur vermittelst einer langen Stange befreien konnten.

Einen auffallenden Gegensatz zu der verwegenen Zudringlichkeit der Maouaner bildete das bescheidene Betragen der Bewohner einer kleinen Insel, wel-

che Kotzebue in der Nähe der Insel Olajava entdeckte, un Fischerinsel nannte. Ihre Canots waren sämmtlich mit Geräthschaften zum Fischen, mit großen, aus Perlmutter geschnitzten Angeln, an langen, dünnen Stricken, versehen, und mit großen lebendigen, makrelartigen Fischen gefüllt. Auf ihren Gesichtern lag Offenheit und Zutrauen. Sie gaben ihre Fische hin, und warteten ruhig ab, was sie dagegen erhalten würden, und jedesmal waren sie damit zufrieden. Auch die Bewohner von Olajava und der sogenannten flachen Insel kamen auf Kähnen herbei, und boten Lebensmittel an. In weniger als einer Stunde hatte Kotzebue 60 große Schweine und einen Ueberfluß an Hühnern, eßbaren Wurzeln und verschiedenen Früchten eingehandelt, der das ganze Verdeck einnahm. Alles das kostete einige Stücke altes Eisen, einige Schnüre Glasperlen und ungefähr ein Dutzend Nägel. Den höchsten Werth hatten blaue Glasperlen.

Der Handel ward durch die Ankunft eines größern Canots, welches von kleinern umringt war, unterbrochen. Auf dem Vordertheile des eleganten, mit vielen Muscheln verzierten Canots, saß ein ältlicher Mann nach asiatischer Weise mit untergeschlagenen Beinen, einen aufgeschlagenen, grünseidenen Sonnenschirm in der Hand haltend. Um seine Schultern hing eine sehr feingeflochtene Grasmatte; sein Kopf war mit einem Stücke weißen Zeuges in Form eines

Turbans umwickelt. Es war der Eigeh der flachen Insel, und brachte dem Kotzebue drei große, stark gemästete Schweine und einige Früchte als Geschenke, wogegen ihm dieser ein großes Beil, zwei Schnüre blauer Perlen und ein buntes, seidenes Tuch schenkte. Der Eigeh suchte seine Dankbarkeit durch Gestikulationen auszudrücken. Nun besichtigte er das Schiff, desgleichen er schon früher gesehen haben mochte, denn er drückte das Erstaunen und die Bewunderung nicht aus, wie sein Gefolge. Aber die Anzahl der Kanonen und Flinten fiel ihm sehr auf; er schlug vor Erstaunen die Hände über den Kopf zusammen, suchte den Knall nachzubilden, und ließ dann den Kopf mit geschlossenen Augen hängen, wodurch er anzeigen wollte, daß er mit der Wirkung der Kanonen bekannt sey. Ein Fernrohr, das Kotzebue in der Hand hielt, reitzte seine Wißbegierde. Er hielt es für eine Art Schießgewehr. Als ihn aber Kotzebue auf seine Insel sehen ließ, und er diese so nahe erblickte, daß er die Menschen auf derselben unterscheiden konnte, da erschrack er so, daß er nicht zu bewegen war, das Zauberinstrument wieder zu berühren. Der Eigeh gab sich alle Mühe, den Kotzebue zu überreden, ihn auf dem Lande zu besuchen; aber vergebens. Kotzebue hielt seine Lage bei längerm Verweilen für bedenklich; es war völlige Windstille, und das Schiff wurde durch Strömungen dem Lande zugetrieben. Er benutzte daher den ersten Luftzug, um sich von demselben zu ent-

fernen, worüber die Insulaner in nicht geringe Trauer geriethen.

Den folgenden Tag beschäftigte sich Kotzebue mit der Aufnahme der herrlichen Insel Pola. Das hohe Gebirg war mit dichten weißen Wolken umgeben, die sich an dem Abhange herab zu wälzen schienen, und über welche der runde Gipfel des Gebirges, hoch erhaben, in wolkenfreier Region majestätisch dastand. Vom Ufer des Meeres bis zu einer beträchtlichen Höhe, bietet die Insel rund herum ein reitzendes Amphitheater von Dörfern und Pflanzungen dar, und bestätigt die Meinung, daß die Navigatorinseln die schönsten in der Südsee und mithin der ganzen Welt sind. Das Ufer war mit Menschen besetzt, von denen einige in Canots zu dem Schiffe ruderten, um auch, wie die Bewohner der flachen Insel, Handel zu treiben.

Am 7. April hatte Kotzebue seine Observationen geendigt und richtete nun, bei einem frischen Passat, unter vollen Segeln seinen Lauf nach Nordwesten.

7) Am 22. April durchschnitt Kotzebue den Aequator in der Länge von 179° 43′ und befand sich nun wieder auf der nordischen Hemisphäre. Einem ziemlich heftigen Winde, der mehrere Tage anhielt, verdankte er es, daß er schon am Morgen des 28. Aprils die Radakinseln von der Spitze des Mastes sehen konnte, welche Kotzebue schon im Jahre 1816 entdeckt hatte. Diese Inselkette besteht aus mehrern

Inselgruppen, die nicht weit von einander entfernt liegen, und jede dieser Gruppen besteht wieder aus vielen kleinen Inseln, die mehrentheils, durch Riffe mit einander verbunden, rund um ein großes Wasser-Bassin liegen. Die bedeutendste Insel einer Gruppe gibt gewöhnlich der ganzen den Namen. Dicht an dem äußern Riff der Inselgruppe Otdia, segelte Kotzebue der Schischmareistraße zu, durch welche er in das Bassin zu dringen gesonnen war. Auf allen Inseln, denen er vorbeikam, verbreitete der Anblick des Schiffes einen solchen Schrecken, daß alle Insulaner in den Wald flohen, um sich zu verbergen. Ein conträr blasender Wind führte das Schiff jedoch durch die Lagediackstraße in den schönen glatten Bassin. Wegen einbrechender Dunkelheit mußte in der Nähe der Insel Ormed Anker geworfen werden. Die Insel schien bei der Ankunft des Schiffes ganz ausgestorben zu seyn. Aber bei eingetretener Dunkelheit wurde man an zwei Stellen, in beträchtlicher Entfernung von einander, große Feuer gewahr, zwischen denen mehrere kleine Feuer hin- und herliefen; auch hörte man einen kreischenden Gesang von Trommeln begleitet. Es war dieß die Art der Insulaner, die Götter um Hilfe anzuflehen. Die ganze Nacht dauerte diese religiöse Handlung, und am Morgen hatten sich die Insulaner bereits wieder verkrochen. Am Mittag des andern Tags ließ Kotzebue, der Insel Otdia gegenüber, die Anker fallen, und fuhr in einem klei-

nen, nur zweirudrigen Boot ans Land. Kein Mensch ließ sich sehen. Selbst ein kleiner, von einer benachbarten Insel kommender, Kahn von drei Männern besetzt, suchte auszuweichen. Aber als nun Kotzebue seinen Namen, den die Insulaner bei seiner ersten Anwesenheit kennen gelernt und in Totabu geradbrecht hatten, ausrief, überließen sie sich den lebhaftesten Ausbrüchen der Freude, und schrien nach dem Lande zu: hei Totabu! Totabu! Die Bewohner von Otdia, welche hinter Gebüschen versteckt lagen, sprangen hervor, und gaben durch Tanz und Gesang ihre Freude zu erkennen. Bis an die Hüften im Wasser gehend, kamen sie auf das Boot zu, und vier Insulaner trugen den Kotzebue unter lautem Jubelgeschrei ans Land. Der Häuptling der Inselgruppe Otdia, Rarik, kam in vollem Laufe auf ihn zu' und umarmte ihn mehrere Male. Auch Weiber und Kinder kamen jetzt zum Vorschein. Auf einem freien von Brodfruchtbäumen umgebenen und beschatteten Platze, vor welchem junge Mädchen beschäftigt waren, feine Matten auszubreiten, mußte Kotzebue sich niederlassen, und wurde von Weibern mit Blumen bekränzt. Pandanussaft und konfektartiger Mogan wurde ihm gereicht. In Rarik's Wohnung wurde ihm zu Ehren eine mimische Darstellung, Eb genannt, gegeben. Die Furcht war nun allenthalben verschwunden; die Insulaner machten auf dem Schiffe Besuche, und wurden wieder besucht, und dabei wechselseitig

Geschenke ausgetheilt. Auch der Tamon (Befehlshaber) der Insel Ormed, Langediu, ein Greis mit weißem Haar und Bart, vor Schwäche auf Händen und Füßen kriechend, kam auf Besuch, um, wie er sagte, den alten Bekannten Totabu noch einmal vor seinem Tode zu sehen. Die Zeit verstrich dem Kotzebue und seinen Gefährten auf Otdia sehr angenehm. Zum großen Leidwesen der Insulaner nahte der Tag seiner Abreise heran, es war der 6. Mai.

Kotzebue segelte durch die Schischmaref-straße, zwischen den Inselgruppen Otdia und Aur, gerade auf die Gruppe Ligiep zu, um ihre östliche Seite zu untersuchen. Am folgenden Tag schon erreichte er den südlichen Rand dieser Gruppe, und kam ihm so nahe, daß er über ihn weg auf den nördlichen sehen konnte. Auf der Nordwestseite der Gruppe Ligiep fand er mehrere größere Inseln, welche mit schönen Cocosbäumen bedeckt waren.

Die Breite der Gruppe Ligiep betrug 10° 3′ 40″ nördlich, und ihre Länge 190° 58′ 3″.

Das bisherige schöne heitere Wetter verwandelte sich jetzt in ein äußerst trübes, welches den Capitain Kotzebue bestimmte, gerade nach Kamtschatka zu steuern.

Zweites Buch.

1) Auf der weitern Reise fühlte Kotzebue immer stärker die Unannehmlichkeiten des nordischen Klima's. Der bisher so heitere Himmel war fast immer trübe, oft mit drohenden Sturmwolken bedeckt. Wallfische und Sturmvögel in großer Menge verkündeten den nahen Norden. Schon am 7. Juni ward das höhere Gebirge Kamtschatka's in seinem Winterschmucke sichtbar. Die himmelanstrebenden Berggipfel, von ewigem Eise bedeckt, glänzten in der Sonne, während der niedere Theil von Wolken umgürtet war. Am folgenden Tage erreichte Kotzebue die Awatscha-Bai, und am Abende ließ er die Anker im Peter-Pauls-Hafen fallen. Ueber ganz Kamtschatka erstreckt sich der Länge nach ein Gebirge, dessen Basis die ganze Breite der Halbinsel einnimmt, und das nur sehr wenige kleine Thäler bildet. Auf diesem Gebirge, mit seinen Gletschern und Vulkanen, erheben sich Rauch- und Feuersäulen, oft mitten aus dem Eise, was mit dem schönen Grün der Thäler einen malerischen Contrast bildet; während die Krystallenberge an der westlichen Küste im Lichte der Sonne Brillantfarben spielen, und der Schwefelkies goldene Berge bildet.

In dem Städtchen oder vielmehr Dorf am Peter-Paulshafen, welches nur aus ein Paar Häusern und

ungefähr funfzig Hütten am Abhange eines Berges bestand, fand Kotzebue mit seinen Gefährten bei dem Befehlshaber von Kamtschatka sowohl, der hier als an dem Hauptorte der Halbinsel seinen Aufenthalt nimmt, als bei den Einwohnern gastfreie und freundschaftliche Aufnahme. So unbedeutend der Ort auch war, so war doch bei einer langen Seereise die Erholung auf dem Lande immer sehr angenehm. Da hier die Bären in zahlreicher Menge zu treffen sind, so konnte sich Kotzebue mit Bärenjagen die Zeit vertreiben. Nachdem aber Alles, was das Schiff für Kamtschatka eingenommen hatte, abgeliefert war, verließ er am Morgen des 20. Juli mit günstigem frischen Winde den Peter-Paulshafen und segelte der russischen Niederlassung Neu-Archangel auf der Nordwestküste Amerika's zu.

2) Bei beständigem starken westlichen Winde, segelte Kotzebue die aleutischen Inseln südlich vorbei. Auf der ganzen Fahrt veranlaßte die neblichte, naßkalte Witterung eine trübe Stimmung der Gemüther, die noch gesteigert wurde durch den Verlust eines der besten Matrosen, der von der Spitze des Mastes in den Mastkorb fiel, und sogleich den Geist aufgab. Nun befand sich das Schiff in der Nähe der amerikanischen Küste, und mit Anbruche des 7. Augusts heiterte sich auch der Himmel wieder auf; je näher es dem Lande kam, desto milder und angenehmer ward die Luft. Am Morgen des 9. Augusts verbarg ein

dicker Nebel alle Gegenstände, auch in kurzer Entfernung; als aber die Mittagssonne den Nebelvorhang schnell wegzog, gewährte die nahe liegende amerikanische Küste einen überraschenden Anblick. Das Schiff befand sich gerade vor der Einfahrt der Bucht, welche von den Engländern Norfolksund, von den Russen Sitka-Bai genannt wird, nach der im Hintergrunde derselben liegenden Insel, Sitchachan (russisch: Sitka), von der russisch-amerikanischen Compagnie Neu-Archangel genannt.

In geringer Entfernung erhebt sich das Vorgebirg Edgecumbe, dessen hoher abgeplatteter Gipfel bei hellem Wetter auf 60 Meilen zum sichern Wegweiser dient. Windstille hinderte an diesem Tage noch die Einfahrt in die Bucht, trübes Wetter und starker Regen erschwerte andern Tags dieselbe, denn sie erstreckt sich, von der Einfahrt bis Neu-Archangel, auf 25 Meilen in die Länge, und ist voll kleiner Inseln und Untiefen. An Lootsen war hier nicht zu denken. Indessen wand sich doch das Schiff durch alle Krümmungen glücklich hindurch, so daß Kotzebue auf Flintenschußweite von der Festung die Anker werfen konnte. Hier fand er die Fregatte Kreißer, unter Befehl des Capitains Lasaref, welche von der Regierung zur Beschützung des Handels hergeschickt war, und die Kotzebue abzulösen bestimmt war. Da letzterer sein Schiff noch bis zum 1. März des nächsten Jahres (1825) frei benutzen konnte, so segelte er nach Califor-

nien, besuchte die Sandwichinseln und war bereits am 23. Februar 1825 wieder in der Nähe von Neu-Archangel. Nach einer stürmischen Nacht gelang es ihm, am 24. den Hafen glücklich zu erreichen, und vor der Festung Anker zu werfen.

Das Klima von Sitka ist nicht so rauh, als man es von seiner Lage erwarten könnte. Mitten im Winter steigt die Kälte nur auf wenige Grade und hält nie lange an. Demungeachtet gelingt der Ackerbau nicht. Es gibt gar keine Ebenen von etwas beträchtlichem Umfange, überall sind die kleinen Thäler von hohen, steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Granitbergen umgeben und den größten Theil des Tages beschattet. Die Wälder, vorzüglich aus Tannen- und Lerchenbäumen bestehend, sind hoch und dicht. Das merkwürdigste Thier, welches aus fernen Gegenden Menschen hieher gezogen hat, ist die See-otter. Dieses Thier bewohnt nur die Nordwestküste von Amerika zwischen 60° und 30° der Breite, in geringerer Anzahl die Ufer der aleutischen Inseln, und vormals auch die Küsten Kamtschatka's und der kurilischen Inseln.

Die Sitka-Insulaner (Kaluschen) und ihre Nachbarn auf dem festen Lande (Kamtschatka) sind groß, von starkem Knochenbau, aber ihre einzelnen Gliedmaaßen stehen in so übelm Verhältnisse gegen einander, daß sie eigentlich ein Volk von lauter Mißgestalten ausmachen. Das schwarze schlichte Haar

hängt unordentlich über die breiten fleischigen Gesichter. Die Backenknochen stehen stark hervor, die Nase ist breit und platt, der Mund groß, die Lippen sind dick, die Augen klein, schwarz und feurig, die Zähne auffallend weiß. Ihre natürliche Farbe fällt nur wenig ins Bräunliche; aber sie beschmieren sich täglich das Gesicht und den ganzen Leib mit Oker und einer schwarzen Erde, so daß sie von sehr dunkler Farbe zu seyn scheinen. Gleich nach der Geburt wird den Kindern der Kopf zusammengedrückt, wodurch sich die Augenbraunen sehr in die Höhe und die Nasenlöcher weit auseinander ziehen. Ihre Kleidung besteht mehrentheils nur aus einer kleinen Schürze. Männer und Weiber durchbohren den Nasenknorpel, und stecken Federkiele, eiserne Ringe und allerlei Zierathen hinein. Das schauerlichste bleibt indeß die hölzerne Unterlippe der Weiber, die, trogartig ausgehöhlt, den Speichel aufbewahrt, der ihren Mäulern durch das immerwährende Tabakskauen, wovon sie große Liebhaberinnen sind, reichlich entquillt. Indessen findet der Kalusche seine widerwärtigen Landsmänninen mit ihren Lippentrögen doch so reizend, daß sie oft die heftigste Leidenschaft in ihm erregen. Einen Beweis davon lieferte dem Capitain Kotzebue eine Begebenheit, die sich während seines Aufenthaltes daselbst zutrug. Ein Mädchen hatte vier Liebhaber, deren Eifersucht in heftigen Streit ausbrach. Nachdem sie sich lange herumgeprügelt hatten, und Keiner abstehen

wollte, beschlossen sie die Geliebte zu ermorden, die auch sogleich unter ihren Lanzenstößen verblutete. Um den Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam verbrannt wurde, versammelte sich die ganze Horde und sang ein Lied, von dem einige unsrer Landsleute, die schon lange hier gewesen waren, die Worte verstanden: „du warst zu schön; du durftest nicht leben. Man brauchte dich nur anzusehen, um rasend zu werden.“

Kotzebue erhielt öfters am Schiffe Besuche von Häuptlingen der Kaluschen. Gewöhnlich kamen sie mit ihrer ganzen Familie und Dienerschaft, um das Schiff zu besehen, sich beschenken zu lassen, und sich satt zu fressen, wofür sie denn ihre Dankbarkeit durch ihren gräulichen Nationalstolz zu bezeigen suchten. Die Weiber tanzten nicht, sondern waren die Musikanten. Ihr Gesang ward von dem dumpfen Schall des Tambourins begleitet, und dabei mit den Füßen taktmäßig gestampft. Die Erfrischungen, welche Kotzebue ihnen bei der Pause reichen ließ, bestanden in Tabacksblättern, welche sogleich von beiden Geschlechtern mit großen Gier ins Maul gesteckt wurden, worauf Musik und Tanz mit neuer Kraft begann. Am Ende des Spektakels wurde die Lieblingsspeise der Kaluschen, ein Brei von Reis mit Syrup, gekocht, in hölzernen Schalen aufgetragen, um den sie sich lagerten und ihn höchst unappetitlich, bloß der schmutzigen Hände sich bedienend, verschlangen. Zum Abschied erhielten sie immer einen Schluck Branntwein, von

dem sie große Liebhaber sind, und viel vertragen können.

Am 30. Juli langte zu Neu-Archangel das der Compagnie gehörige Schiff Helena aus Petersburg glücklich an, mit einer reichen Ladung an Bedürfnissen der Kolonie, welches für Kotzebue die freudige Erlaubniß mitbrachte, seine Station verlassen und nach Rußland zurückkehren zu dürfen.

Das Mittel aus den, während fünf Monaten angestellten astronomischen Beobachtungen gab für die geographische Länge von Neu-Archangel 135° 33′ 18″ und für die Breite 57° 2′ 57″.

Der 11. August war der lang ersehnte Tag, an welchem Kotzebue, begünstigt von einem frischen Nordwinde, Neu-Archangel verließ. Er beschloß, die Rückfahrt nach Kronstadt durchs chinesische Meer, und um das Cap der guten Hoffnung herum, zu machen.

3) Dem Capitain Kotzebue war gestattet, den Winter von 1824 auf 1825 in Californien und auf den Sandwichinseln zuzubringen, aber bis 1. März wieder in Neu-Archangel einzutreffen. Diese Interimsreise muß hier nachgetragen werden.

Am 10. September 1824 ging er in See, und ein günstiger Nordwind brachte ihn schnell in eine südlichere Region, dem fruchtbaren Californien entgegen. Die Fahrt war glücklich, und er erlebte auf derselben eben nichts besonders Merkwürdiges, außer

unter dem 40 Grad der Breite das seltene Schauspiel eines Kampfes zweier entgegengesetzter Winde. Den 25. September befand er sich schon ganz in der Nähe des von spanischen Seefahrern sogenannten Vorgebirges der Könige, von wo auch die Bucht St. Francisco nicht weit ist. In einer Entfernung von drei Meilen umschiffte Kotzebue diesen Felsenkönig, und hatte in der Nähe das Schauspiel einer sehr starken, durch den schnellen Wechsel zweier heftigen Meeresströmungen entstandenen Brandung, die mit aller blinden Wuth der Empörung vergebens gegen den feststehenden, über das tolle Toben ruhig erhobenen Monarchen ankämpfte. Der Kanal, welcher in das schöne geräumige Wasserbecken von St. Francisco führt, ist nur einen halben Kanonenschuß breit, und wird von der am linken Ufer desselben, auf einem hohen Felsen, nach dem heiligen Joachim benannten Festung beherrscht. Von da aus rief eine Schildwache, mittels eines langen Sprachrohres dem Schiffe zu: „von welcher Nation und woher es käme?" Kotzebue salutirte, aber seine Schüsse wurden nicht erwiedert. Ein Abgesandter aus der Festung löste das Räthsel bald, indem er Kotzebue'n um soviel Pulver bat, als zum pflichtschuldigen Erwiedern seines Grußes nöthig sey. Kotzebue ließ nun dem Kommandanten seine Ankunft in gebührlicher Form melden, und ihn zugleich ersuchen, ihm bei der Versorgung mit frischen Lebensmitteln behülflich zu seyn,

was ihm auch zugesichert wurde. Wegen des Bedarfs an Gemüse gab er ihm aber den Rath, ein Boot nach der Mission St. Clara zu schicken, wo es in Ueberfluß vorhanden sey. Kotzebue beschloß nun, selbst am folgenden Tage eine Fahrt dahin mit seinem großen Schiffsboot zu machen.

Die Bai St. Francisco enthält im Umfang vollkommen 90 Meilen. Sie wird durch Inseln in zwei ziemlich gleiche Wasserbecken, ein südliches und ein nördliches, getheilt. An den Ufern des südlichen, das eine östliche Richtung in's Land nimmt, liegen die drei Missionen St. Francisco, S. Clara und St. Jose.

Am 28. September Morgens segelte Kotzebue in ganz östlicher Richtung, reizenden Ufern, Inseln und Vorgebirgen vorbei, der Mission St. Clara zu, welche in gerader Linie ungefähr 25 Meilen vom Schiffe entfernt lag. Ueberall, wohin sich das Auge wandte, erschien das Land schön und fruchtbar. Die Ufer sind mit dem schönsten Grün überzogen, und gegen das Innere des Landes erheben sich wellenartig und amphitheatralisch Hügel, deren Hintergrund hohes bewaldetes Land bildet. Auf den schön gerundeten Hügeln stehen kleine Eichenwäldchen zerstreut, und bilden, durch freundliche Wiesen getrennt, anmuthigere Gruppen, als die Kunst sie hervor zu bringen vermag. Aber so weit das Auge reichte, war nirgend eine Hütte, nirgend eine menschliche Spur zu sehen.

Ein paar Stunden weiter eröffnete sich rechts eine tiefe Einbucht, an deren Ufer die Mission St. Francisco zwischen bewaldeten Hügeln lag. Eingetretene Ebbe und schwacher Wind bewog Kotzebue, an einer kleinen, freundlichen Insel zu landen. Das nördliche Ufer war ziemlich hoch, und stieg fast senkrecht aus dem Meer empor. Der Boden der Insel unter der Dammerde besteht, wie der alles Landes um die Bucht St. Francisco herum, aus verschiedenfarbigem Schiefer. Keine Spur zeigte, daß jemals Menschen auf dieser Insel gewesen waren; von wilden Enten und andern Seevögeln war sie umgeben; weißköpfige Adler schwebten über den Eichen und machten Jagd auf eine Gattung sehr kleiner Hasen und eine Art niedlicher Rebhühner, welche hier sehr häufig sind. Bei frischem Winde setzte Kotzebue seine Fahrt weiter fort, und mit untergehender Sonne näherte er sich dem östlichen Ufer der Bucht. Mit vieler Anstrengung ruderten die Matrosen durch die Kanäle, deren eine Menge einen Sumpf in Schlangenwindungen durchschneiden, und erst um 12 Uhr in der Nacht erreichten sie den Landungsplatz. Hier war ein großes Feuer angemacht. Zwei Dragoner mit Reitpferden und einige halbnackte Indianer waren daselbst zu ihrem Empfange bereit.

Mit Aufgang der Sonne ließ Kotzebue die Pferde satteln, und trat seine Reise nach der Mission an, die sich hinter ungeheuer großen Kornfeldern

zeigte. Nach einem Ritt von anderthalb Stunden langte er in St. Clara an, wo er von den Mönchen aufs freundlichste empfangen wurde. Von der Mission aus machte Kotzebue einen Spatziergang nach dem, eine halbe Stunde entfernten Pueblo, einem Dorfe, welches von verheiratheten Invaliden und verabschiedeten Soldaten aus den Presidien und deren Nachkommen bewohnt wird. Es liegt in einer anmuthigen Gegend. Die freundlichen Häuser sind von Stein erbaut und mit Fruchtgärten umgeben, über deren Zäune Weintrauben anlockend herabhängen. Ackerbau und Viehzucht wird da getrieben. Dergleichen Pueblos gibt es mehrere in Californien. — Nach dreitägigem Aufenthalte bei den Mönchen in St. Clara trat Kotzebue seine Rückreise mit einer Ladung Gemüse und Früchte an, die er zu ziemlich billigen Preisen eingekauft hatte, und die auf zweirädrigen, mit Ochsen bespannten Karren zum Landungsplatz gefahren wurden.

Von der Ebbe begünstigt, verließ er das Ufer, und sah bald einen flußähnlichen Arm des Meeres sich nach Osten erstrecken, an dessen Ende die Mission St. Jose im Jahre 1797 in einer sehr fruchtbaren Gegend erbaut ist, welche eine der reichsten in Californien ist, in deren Nähe auch schon ein Pueblo entstanden.

Nothwendige Dienstgeschäfte riefen den Kapitain Kotzebue nach dem Etablissement der russisch-ame-

rikanischen Compagnie, Roß genannt, welche ungefähr 80 Meilen von St. Francisco nach Norden zu liegt. Er beschloß, die Reise dahin zu Lande zu machen, wozu ihm der Commandant behülflich war, indem dieser ihm eine Anzahl Reitpferde und eine militärische Escorte zugestanden, und dann sich entschloß, das Abentheuer selbst mitzumachen. Mit Anbruch des Tages bestieg Kotzebue mit dem kleinen wohlgerüsteten Heere die Barkasse, mit der er in nordöstlicher Richtung über die Bucht St. Francisco bei völliger Windstille, dem schönsten Wetter und einer entzückend milden Luft ruderte, indem er die Landreise erst bei der am nördlichen Ufer der Bucht gelegenen Mission St. Gabriel antreten wollte. Die Sonne trat eben in voller Pracht hinter dem Berggipfel hervor, als er zwischen den Inseln ruderte, welche den südlichen Theil der Bucht von den nördlichen trennten, und bald eröffnete sich ihm die Aussicht auf den großen freien Wasserspiegel, wo er das nächste Ziel seiner Fahrt, die Mission St. Gabriel, nur an den Bergen im Hintergrunde erkannte. Das vorliegende flache Land ist so niedrig, daß es noch unter seinem Horizonte lag. Eine andere, erst kurz angelegte Mission, St. Francisco Solona, erblickte er im Nordwesten. Mittelst eines frischen günstigen Windes gelangte die Barkasse durch einen schmalen Kanal, der sich in sumpfigem Lande gebildet hat, zum Landungsplatz, von wo noch eine gute nautische Meile

bis zu der, zwischen alten Eichen hervorscheinenden Mission St. Gabriel war. Nun ging es auf ebenem Lande in vollem Galopp, zwischen einzeln stehenden Eichen hindurch der Mission zu, wo Kotzebue von dem einzigen Geistlichen, unter dessen Verwaltung sie stand, freundlich empfangen wurde. Endlich erreichte er die Festung Roß, das Ziel seiner Landreise.

Die Niederlassung Roß liegt in der Breite von 38° 33′ auf einer Anhöhe am Meeresufer und an einem unbedeutenden Strom. Sie wurde von den Russen im Jahre 1812 gegründet, um den Fang der See-Ottern an der Küste von Californien mit mehr Bequemlichkeit zu betreiben. Die Festung ist ein mit hohen, dicken Balken verpallisadirtes Viereck, mit zwei Thürmen, auf denen fünfzehn Kanonen standen.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen verließ Kotzebue Roß und kehrte auf dem nämlichen Wege, auf welchem er dahin gekommen war, wieder zurück, ohne das ihm etwas Bemerkenswerthes aufgestoßen wäre.

Da der Ankerplatz in der Winterzeit bei den häufigen Stürmen nicht sicher genug war, so segelte Kotzebue einige Meilen nach Osten in eine kleine, von einer romantischen Landschaft umgebene Bucht, von den Spaniern nach einem wohlriechenden Kraute, das an den Ufern wächst, Herba buena genannt.

Kotzebue hatte die Absicht, einige Zeit an die

Untersuchung der noch sehr unbekannten Flüsse zu verwenden, welche sich in die St. Francisco-Bai ergießen, und traf nun alle Anstalten zu dieser Fahrt. Am 18. November fuhr er bei günstiger Witterung ab, und verfolgte anfänglich den Weg nach der Mission St. Gabriel, durchschnitt das südliche Wasserbecken der Bucht, arbeitete sich zwischen den Inseln durch und gelangte in das nördliche. Nun segelte er in östlicher Richtung, wobei ihm St. Gabriel in beträchtlicher Entfernung links in Nordosten blieb, und gegen Mittag erreichte er die gemeinschaftliche Mündung der beiden Flüsse, die sich hier in die Bai ergießen. Die Breite dieser Mündung beträgt anderthalb Meilen, und die Ufer sind auf beiden Seiten derselben hoch, steil und wenig bewaldet. Am linken Ufer der Mündung landete Kotzebue, und bestieg eine der höchsten Stellen des Ufers, das aus Schiefer, von Quarzschichten unterbrochen, besteht, und von wo aus eine schöne weite Aussicht war. Im Süden lag die beneidenswerthe unabsehbare Bai St. Francisco mit ihren vielen Inseln und Einbuchten; von Norden her schlängelte sich der große, schöne, hier noch nicht getheilte Fluß bald zwischen hohen, steilen Felsen, bald zwischen freundlichen, wenig bewaldeten Wiesen hindurch, auf welchen große Heerden Hirsche verschiedener Gattung weideten. Nach allen Richtungen hinaus waren die Landschaften reizend, und trugen den Charakter einer üppigen Natur.

Kotzebue segelte stromaufwärts, von Fluth und Wind begünstigt, in fast ganz nördlicher Richtung rasch vorwärts. Der Fluß veränderte nunmehr oft sein Ansehen. Seine Breite änderte sich von einer bis auf zwei und drei Meilen. Die steilen Ufer wechselten mit reizenden Ebenen ab, wo im Schatten von Eichenhainen Hirsche weideten. 23 Meilen von der Mündung vereinigen sich die beiden Flüsse. Der eine kömmt von Osten, und der andere von Norden her. Der eine, den die Spanier Pescadores nennen, nimmt tiefer im Lande noch zwei Flüsse in sich auf; den andern, Sacramento genannt, fuhr Kotzebue hinauf, und landete an der Westseite des Flusses. Im Osten und Südosten erhob sich hoch über dem Horizont das Eisgebirge, die Sierra Nevada, das ganz Amerika von Norden nach Süden durchschneidet. Zwischen dem Gebirge und dem Flusse ist das Land eben, sehr niedrig, stark mit Wald bewachsen, und von vielen Strömen durchschnitten. Von da konnte Kotzebue nur eine kleine Tagreise noch stromaufwärts machen, denn die ungünstige Witterung erlaubte ihm nicht, weiter zu gehen, sondern er mußte den Rückweg nehmen, der am 23. November zurückgelegt war. Sogleich nach seiner Ankunft beim Schiffe wurde dasselbe in segelfertigen Stand gesetzt, das Lager am Lande abgebrochen und sammt den astronomischen Instrumenten an Bord gebracht. Am 25. November, als die Ebbe eintrat, lavirte er bei Nord-

westwinde aus der Bai St. Francisco heraus, und stach in die offene See.

4) Nachdem Kotzebue die Küste Californiens aus dem Gesichte verloren hatte, richtete er seinen Lauf nach Süden, um so schnell als möglich den Passatwind zu erreichen, und alsdann geraden Weges nach den Sandwichinseln zu segeln. Am 13. Dez. hatte er schon die Hauptinsel in der Sandwichgruppe, OWahi mit dem weltberühmten Riesenberge Mou-na-roa, erreicht, und sah im Westen von ihr die hohe Insel Muwe. Längst der nördlichen Küste dieser und der nächstfolgenden Insel Morotai schiffte er hin nach der Insel Wahu, wo er zu landen gedachte. Schon erhob sich die hohe, aus gelben Felsen bestehende Ostspitze dieser Insel deutlich über seinen Horizont; da umschiffte er, längst der südlichen Küste Wahus hinsegelnd, das Vorgebirge, auf welchem der zuckerhutförmige, sogenannte Diamantenberg steht, und plötzlich erblickte er den Hafen Hanaruro, in welchem eine Menge Schiffe von verschiedener Flagge lagen. Bald nach dem gegebenen Zeichen, wodurch ein Lootse begehrt wird, sah Kotzebue ein Boot von europäischer Bauart auf sich zukommen. Es ward von nackten Kanackas, so wird die niedrigste Volksklasse dortselbst genannt, gerudert, der Lootse saß am Steuer, und war völlig auf europäische Weise gekleidet; es war ein Engländer, Namens Alexander Adams, den Kotzebue

schon, von seiner frühern Reise her, kannte, und der seit der Zeit Lootsdirektor geworden. Erst nach einigen Stunden, da der Wind anfangs nicht günstig war, gelangte das Schiff mit Hülfe des geschickten Lootsen durch den schmalen, schlangenförmigen Kanal glücklich in den Hafen.

Hinter dem durch Korallenriffe vor den Meereswellen geschützten, sichern Hafen liegt die sogenannte Stadt Hanaruro in unregelmäßigen Reihen von Wohnungen auf einer Ebene ausgebreitet. Sie besteht theils aus Hütten von verschiedener Gestalt, theils aus Häusern, nach europäischer Art von Stein gebaut. Hart am Ufer erhebt sich die mit Kanonen bepflanzte Festung, ein Viereck von starken Mauern, auf welcher die buntgestreifte Nationalflagge der Sandwichinseln weht. Ueber die Stadt hinaus gewährt das amphitheatralisch gebildete Land, mit seinen Anpflanzungen von Tarrowurzeln, Zuckerrohr und Bananen, einen ungemein reitzenden Anblick, den das steil und wild bis in die Wolken reichende, mit großen Bäumen dicht bewachsene Gebirge begrenzt. Wegen der großen Fruchtbarkeit wird die Insel Wahu auch nur der Garten der Sandwichinseln genannt.

Die eilf Inseln, welche ihr erster Entdecker Cook nach seinem Protektor, dem Grafen Sandwich, benannt hat, und welche diese Benennung behalten haben, da ihre Bewohner sie durch keinen gemeinschaft-

lichen Namen bezeichnen, liegen zwischen dem 19° und 22° nördlicher Breite. Sie sind alle sehr hoch und vulkanischer Natur.

Am Morgen nach seiner Ankunft fuhr Kotzebue mit einigen Officieren an's Land, um der Königin Nomahanna seine Aufwartung zu machen. Ein am Landungsplatz getroffener Spanier, Namens Marini, diente ihm als Dollmetscher. Die Wohnung Nomahanna's lag nahe bei der Festung am Ufer. Es war ein aus Bohlen nach europäischer Art zusammengezimmertes niedliches Häuschen von zwei Etagen, mit schönen großen Fenstern und einem Balkon, auch recht hübsch mit Oelfarbe angestrichen. Auf der Treppe empfing ihn Chinau, der Gouverneur von Wahu, mit einem A-B-C-Buch in der Hand. Die Treppe selbst war von unten an bis zur Thür des Zimmers der Königin mit Kindern, Erwachsenen und sogar alten Leuten beiderlei Geschlechts besetzt, die unter Nomahanna's eigener Anleitung eilig beschäftigt waren, sich aus A-B-C-Büchern im Lesen und auf Tafeln im Schreiben zu üben. Die Thüren wurden geöffnet, und Chinau stellte Kotzebue Ihrer Majestät als den Capitain der angekommenen russischen Fregatte vor. Das Zimmer war auf europäische Weise mit Stühlen, Tischen und Spiegeln möblirt. Nomahanna lag in der Mitte des Zimmers auf schönen feinen Matten, der Länge nach ausgestreckt auf dem Bauche, die Arme auf seidene

Polster gestützt. Zwei junge Mädchen, in leichten Zitzgewändern, saßen mit untergeschlagenen Beinen zu beiden Seiten der Königin, und wehten ihr mit großen, an langen Rohrstielen befestigten Federbüschen die Fliegen ab. Als Nomahanna die Eintretenden bemerkte, schob sie das Gesangbuch, in welchem sie eben gelesen hatte, zur Seite, und richtete sich zum Sitzen auf, lud auch Kotzebue ein, sich auf einen Stuhl neben ihr nieder zu lassen. Sie erkannte in ihm sogleich den nämlichen russischen Offizier, der früher den verstorbenen König Tameamea auf der Insel O Wahi besucht hatte. Seine Erscheinung brachte bei ihr daher auch eine lebhafte Erinnerung an ihren verstorbenen Gemahl hervor, und sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie von seinem Tode sprach. Sie eröffnete ihm nun, daß sie eine Christin sei und täglich mehrere Mal das Bethhaus besuche. Bald aber floßen ihre Thränen wieder um ihren verstorbenen Gemahl; sie entblößte ihren Arm, auf welchem mit lateinischen Buchstaben in der O Wahi-Sprache die Worte tättowirt waren: „Unser guter König Tameamea ist am 8. Mai 1819 gestorben," zum Zeichen der größten Trauer. Das Gespräch ward durch Wagengerassel und laute Menschenstimmen unterbrochen; es fuhr ein kleiner Blockwagen, von einer Menge rüstiger Jünglinge gezogen, vor, um die Königin nach der Kirche zu fahren.

Kotzebue erhielt das Versprechen, in Ueberfluß

mit frischen Lebensmitteln versorgt zu werden, und in der Nähe der königlichen Wohnung ein Häuschen zu astronomischen Beobachtungen.

Bei den häufigen Besuchen, welche Kotzebue bei der Königin Nomahanna machte, traf er sie einmal bei der Mittagsmahlzeit. Sie lag auf dem Bauche, einem großen Spiegel gegenüber; eine Menge verschiedener Speisen auf chinesischen Porzellainschüsseln in einem halben Kreis vor ihr; ein Paar Knaben huckten zu beiden Seiten, und wehrten mit großen Federbüscheln die Fliegen ab, während sie selbst alles mit den Fingern verspeißte. Nach gestilltem Appetit wandte sie sich, mit Hilfe ihrer Dienerschaft, auf den Rücken, und winkte mit der Hand einen langen und starken Bedienten herbei, der, mit seinem Geschäfte bekannt, ihr sogleich auf den Leib sprang, und sie ohne alle Umstände mit den Knien und mit den Fäusten so unbarmherzig zerknetete, als ob er einen Brodtrog vor sich gehabt hätte. Das geschah, um die Verdauung zu befördern. Hierauf ließ sich die Königin wieder auf den Bauch legen, und begann ihre Mahlzeit von Neuem.

Am 17. Januar langte der Stellvertreter des Königs, Karemaku, auf einer Escadre, die aus mehrern zwei- und dreimastigen Schiffen bestand, mit vielen Truppen vor dem Hafen von Hanaruro an; er kehrte aus einem Kriege zurück, den er auf OTuai ganz zu seiner Zufriedenheit beendigt hatte. Er war

sehr erfreut, Kotzebue wieder zu sehen, umarmte ihn herzlich, und stellte ihm seine junge Gemahlin vor. Er ließ sich das Schiff zeigen, und betrachtete Alles mit der größten Aufmerksamkeit, wobei er öfters des zu frühe verstorbenen Tameamea schmerzlich gedachte. Da Kotzebue bei seinem frühern hiesigen Aufenthalte den Tameamea malen ließ, so schenkte er jetzt dem ehrwürdigen Karemaku einen Kupferstich von diesem Portrait, worüber dieser eine rührende Freude bezeigte. Er drückte dem Geber die Hand, und sagte: „Auch ich bin ein Christ und kann lesen und schreiben." Ein Beweis, welch großen Werth er auf's Christseyn legte.

Merkwürdig war der Empfang des Befehlshabers von den Insulanern. Kaum hatte er den Fuß an's Land gesetzt, als das Volk sich untereinander mit den Nasen berührte, und auf ein gegebenes Signal zu weinen anfing. — Karemaku lachte über diesen Empfang, und ließ sich in großer Procession zu Nomahanna führen, die sich nicht herabgelassen hatte, ihm entgegen zu kommen. Den ganzen Tag blieben die Bewohner von Hanaruro in großer Bewegung.

Einige Tage nach Karemaku's Ankunft kam ein Abgesandter von Nomahanna auf's Schiff, und überbrachte Kotzebue einen Brief, in welchem sie ihm zu wissen that, daß sie ihn noch heute besuchen wolle. Auf ihr Verlangen schickte Kotzebue

seine Schaluppe mit einem Officier nach ihr ab. In größtem Staate, mit einem Sonnenschirm in der Hand, kam sie an, und erstieg mühsam die Schiffstreppe, an der Kotzebue mit mehrern Officieren sie empfing. Gleich beim Eintritt, da sie auf europäische Weise einen Knix machen wollte, verlor sie das Gleichgewicht, und wäre in's Wasser gefallen, wenn nicht ein Paar handfeste Matrosen sie in ihren Armen aufgefangen hätten. Alles auf dem Schiffe erhielt ihren großen Beifall. Ein Sopha, das in der Cajüte stand, saß die korpulente Majestät gleich durch. Ihre besondere Aufmerksamkeit erregte das Portrait des Kaisers Alexander, dem gegenüber sie sich nun auf die Diele setzte. Kotzebue setzte ihr Wein vor, der ihr sehr gut zu schmecken schien, weßhalb er ihr auch noch eine Bouteille schenkte, wozu sie sich auch Gläser ausbat, die sie beim Fortgehen gleich selbst ohne alle Umstände vom Tische wegnahm.

Unterdessen war auch eine andere Gemahlin Tameamea's, Kahumana, von O Tuai mit dem Bruder des Königs, einem 13jährigen Knaben, in Hanaruro angekommen. Auch ihr stattete Kotzebue einen Besuch ab, und wurde sehr gnädig empfangen. Sie war weit älter, als Nomahanna; ihr Gesicht trug aber Spuren ehemaliger Schönheit an sich. Sie bewohnte ein eigenes, halb von Stein und halb von Holz erbautes Haus. Auch sie trug auf dem Arme das Datum von Tameamea's Tode.

Nun rückte die Zeit heran, in der Kotzebue die Fahrt nach Neu-Archangel wieder antreten mußte.

Am 31. Januar 1825 verließ er den Hafen von Hanaruro, unter Begleitung Karemaku's. Mit den herzlichsten Ausdrücken nahm Karemaku Abschied, und ließ von der Festung fünf Kanonen abfeuern, die von Kotzebue erwiedert wurden.

Kotzebue wählte die Fahrt durch den Kanal zwischen den Inseln Wahu und OTuai, den er schon am folgenden Tage durchschiffte, und nun richtete er seinen Lauf gerade nach Neü-Archangel, wo er glücklich ankam, und zwar schon am 24. Febr. 1825, also einige Tage früher, als ihm festgesetzt war. (Siehe oben Nr. 3. Buch II.)

6) Nach einem 5 1/2 monatlichen Aufenthalt in Neu-Archangel trat Kotzebue, wie oben Nr. 2 bemerkt wurde, seine Rückreise an. Er hatte dabei die Absicht, durch bisher noch nicht befahrne Gegenden nach der Radackkette zu segeln. Am 6. October erreichte er die nördlichste, zur Kette Radack gehörige Inselgruppe Udirik, segelte aber ihrer südlichen Spitze in einer Entfernung von 3 Meilen vorbei, und setzte seine Fahrt gerade nach Westen fort, in die Gegend, wo die Pescadoresinseln liegen müssen, um sich zu überzeugen, daß diese Inselgruppe und Udirik nicht eine und dieselbe sind. Bald stieß er auf eine Gruppe von niedrigen, stark bewaldeten Coral-

leninseln in einer Ausdehnung von 10 Meilen von Westen nach Osten. Ungeachtet er allen diesen Inseln sehr nahe vorbei segelte, so konnte er auf keiner eine Spur von Menschen entdecken. Es waren die von Capitain Wallis entdeckten Pescadoresinseln. Nicht ferne von ihnen bemerkte Kotzebue wieder eine Gruppe durch Riffe verbundener Koralleninseln, auf denen in üppiger Vegetation hohe Cocosbäume hervorragten, aber ebenfalls keine Spur von Menschen zu sehen war. Er nannte sie nach seinem zweiten Lieutenant, Rimski-Korsakoff. Die größte Ausdehnung dieser Inselgruppe ist von Ostnordost nach Westsüdwest 54 Meilen, ihre größte Breite beträgt nur 10 Meilen. Am folgenden Tage, den 9. October, entdeckte er eine dritte Gruppe niedriger Inseln unter 11° 40′ 11″ Breite und 194° 37′ 35″ Länge westlicher Grenze, gleichfalls ohne Spur einer Bevölkerung. Kotzebue nannte sie nach seinem Naturforscher, Eschscholz-Inseln.

Am 11. October bekam er die Bronus-Inseln zu Gesichte, unter 11° 20′ 50″ Breite und 197° 28′ 30″ Länge, südlicher Spitze; und nahm dann seinen Cours gerade nach den Ladronen- oder Marianen-Inseln, wo er gesonnen war, frische Lebensmittel einzunehmen.

6) Frischer Wind und schönes Wetter machten die Fahrt schnell und angenehm. Am Morgen des 19. Octobers sah Kotzebue schon die zu den La-

dronen gehörige Insel Sarpani in einer Entfernung von 25 Meilen vor sich liegen, und bald darauf zeigte sich auch die Hauptinsel Guaham, nach der er wollte. Die Länge der östlichen Spitze von Sarpani fand er 214°38′ 00″.

Da der Hafen Caldera de Apra eben nicht der sicherste ist, und Kotzebue nur ein Paar Tage hier verweilen wollte, so beschloß er, gar nicht einzulaufen, sondern das Schiff in der Nähe der Stadt unter Segel zu halten, und schickte einen Officier an den Gouverneur mit der Bitte ab, ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Am andern Morgen fuhr Kotzebue mit einigen Officieren an's Land, und wurde von dem Gouverneur dieser Inseln, Don Gango Errero, der schon alle erforderliche Maaßregeln getroffen hatte, ihn schnell mit Lebensmitteln zu versorgen, zwar freundlich, aber doch nicht ohne Verleugnung der spanischen Grandezza, empfangen.

Nach viertägigem Aufenthalte vor der Stadt Agadna richtete Kotzebue, reichlich mit Lebensmitteln versorgt, seinen Lauf nach den Bashi-Inseln am 22. October, um zwischen diesen durch in's chinesische Meer zu gelangen, und dann gerade auf Manilla zuzusegeln.

Den 1. November befand er sich schon in der Nähe der Bashi- oder Babuyan-Inseln; er erblickte die drei hohen Richmondfelsen, welche in der Mitte der Strasse zwischen diesen Inseln liegen

und bald zeigte sich ihm auch die Insel Bantan mit ihrem hohen Felsenrücken. Stürmisch und gefährlich war die Fahrt durch die Inseln hindurch, da ein starker Strom aus dem chinesischen Meere durch diese Straße in den Ocean geht. Mit furchtbarer Gewalt wurde das Schiff hin und her geschleudert, doch erreichte es glücklich das chinesische Meer, und befand sich nun auf ruhigem Wasser. Mit günstigem Winde segelte Kotzebue im Angesichte der westlichen Küste von Luçon nach Süden fort, bis er das Vorgebirge Bajador erreichte, wo er einige Tage durch Windstille aufgehalten worden, so daß er erst am 7. November die Manilla-Bucht erblickte. Hier wehte ihm ein heftiger Wind entgegen und verwehrte ihm den Eingang; doch gelang es ihm durch Laviren bedeutend vorwärts zu rücken, so daß er endlich in die Bucht durch ihre südliche Einfahrt zwischen ihrem Ufer und der Insel Coregidor einlaufen konnte. Am Morgen des 8. Novembers ließ er die Anker vor der Stadt Manilla fallen. Freundlich wurde Kotzebue vom Generalgouverneur der Philippinen, Don Mariano Ricofort, empfangen, und erhielt auf sein Ansuchen von ihm die Erlaubniß, nach Cavite zu segeln, einem an der Bucht, nur ein Paar Meilen von der Stadt liegenden Flecken, wo sich eine Admiralität befindet, und Schiffe mit Bequemlichkeit Reparaturen vornehmen können, deren das seinige bedürftig war.

Angenehm verstrich ihm die Zeit in diesem schönen Tropenlande; unter andern war er auch Zeuge eines feierlichen Aufzuges, der der Aufstellung des Portraits des Königs von Spanien galt, welches dieser König den Bewohnern der Stadt Manilla zum Zeichen seines ganz besondern Wohlwollens geschenkt hatte. Aus allen Provinzen war zu diesem Feste eine ungeheuere Menschenmasse nach Manilla geströmt. Elegante Equipagen durchkreuzten in eiliger Geschäftigkeit die Gassen, und konnten sich nur mit vieler Mühe durch die bunten Reihen der geputzten oder maskirten Fußgänger den Weg bahnen. Um 9 Uhr donnerten die Kanonen von der Festung, und um 12 Uhr begann die Procession, bei der ein Gemisch von asiatischem und spanischem Geschmack obwaltete. Der Zug ward von Chinesen eröffnet. Zuerst kam ein Chor von 24 Musikanten, von denen ein Theil mit Stäben auf große, runde, kupferne Platten schlug, und dadurch eine Art dumpfer Glockentöne hervorbrachte, und der andere auf clarinettähnlichen Instrumenten gar widerlich pfiff. Den Musikanten folgte ein Zug Chinesen mit seidenen Fahnen, auf welchen ihre Götzen und Drachen von verschiedener Gestalt, mit Hieroglyphen umgeben, abgebildet waren. Hierauf wurde in einer Art von Sessel, der reich verziert und mit dem glänzendsten Lack überzogen war, eine junge Chinesin getragen, die eine Wage in der Hand hatte, die Göttin der Ge-

rechtigkeit vorstellend, von einigen Musikanten umgeben. An sie schloß sich an der Rest der Chinesen nach ihren verschiedenen Gewerben, deren Sinnbilder auf Fahnen prangten. Nun kamen vier Bachantinen, mit Weinlaub bekränzt, und Trinkschalen in den Händen haltend, einen pantomimischen Tanz nach dem Tambourin des Bachus aufführend. Jetzt folgte ein Trupp Indianer, verschiedenartig und sonderbar kostümirt, Wilde vorstellend, mit Spießen und Schildern versehen, in fortwährendem Kampf miteinander begriffen. Darauf marschirte ein Bataillon Infanterie, aus Knaben bestehend, mit hölzernen Flinten und papiernen Patrontaschen, und diesen folgte eine Escadron Husaren, gleichfalls Knaben, mit gezogenen, hölzernen Säbeln und Pferden von Pappe, die, statt die Reiter zu tragen, von ihnen getragen wurden. Hierauf belustigte eine Gesellschaft zwei Faden langer, als Stutzer gekleideter Riesen, deren oberer Körper aus Pappe bestand, mit eben so großen und herausgeputzten Damen, nebst einigen sehr kleinen Zwergen, das Volk durch komisches Betragen und Tanz. Auf sie folgten allerlei Thiere, Löwen, Bären, Ochsen u. dgl. ebenfalls von riesenhafter Größe, so daß in jedem Beine derselben ein Mensch ging. Sodann folgte mit ernstem, hohen Anstande Don Quixote, von seinem treuen Sancho begleitet. Hinter ihm marschirte, gleichsam als ob er der Anführer wäre, einiges wirkliches Militair mit schöner Musik, worauf

200 junge Mädchen aus sämmtlichen Provinzen der Philippinen, in ihrer verschiedenen Landestracht reich gekleidet, folgten. Fünfzig von diesen Grazien zogen den prächtigen, mit rothem Sammet und vielem Golde verzierten Triumphwagen, auf welchem das Bild des Königs Fernando's prangte. Gegenüber, etwas zur Seite, saß auf einer Erdkugel eine hohe weiße Gestalt, die in der einen Hand ein aufgeschlagenes Buch, und in der andern einen Stab hielt, mit dem sie auf das Bild zeigte. Sie stellte die Muse der Geschichte vor. Hinter dem Triumphwagen ritt eine Abtheilung Dragoner, und den Beschluß des Zuges machten eine Menge Wagen, in denen die angesehensten Personen der Stadt fuhren. Mehrere thurmartige, chinesische Ehrenpforten schmückten den Weg, den die Prozession durch die weitläufigen Vorstädte nach der Stadt nahm. Als das Bild in der Stadt ankam, ward es von dem Gouverneur und der ganzen Geistlichkeit von Manilla empfangen, und statt der jungen Mädchen zogen nun Bürger den Triumphwagen unter beständigem Rufen: Viva el Rey Fernando. Von allen Wällen wurden die Kanonen gelöst, eine schöne militärische Musik ertönte, und die Truppen, welche vom Thor an bis zur Hauptkirche in zwei Reihen aufgestellt waren, präsentirten das Gewehr, wobei sie in das Viva des Volkes einstimmten. Bei der Kirche ward Halt gemacht, das Bild hineingetragen, und nach dem Gottesdienst, den

der Bischof hielt, ward es wieder auf den Wagen gesetzt, und in die Wohnung des Gouverneurs gebracht, wo es endlich zur Ruhe kam. Drei Tage dauerte die Feierlichkeit noch fort. Abends war die ganze Stadt und Vorstadt prächtig beleuchtet. Das Volk ging Abends maskirt in den Strassen herum, ließ Raketen steigen und brannte chinesisches Feuerwerk ab. Auch wurden öffentliche Bälle mit freier Bewirthung gegeben.

Am 10. Januar 1826 war Kotzebue's Fregatte wieder segelfertig und er verließ Manilla.

7) Begünstigt von einem frischen Nordostmansun, durchschnitt Kotzebue schon am 21. Januar den Aequator in der Länge von 253° 38′, und erreichte am 25 zwischen den Inseln Sumatra und Java den Ocean, nachdem er das chinesische Meer von seiner nördlichen Grenze bis zur südlichen glücklich durchschifft hatte. Nun richtete er seinen Lauf nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung. Widrige Winde hielten seine Fahrt auf. Am 15. März umschiffte er das Cap der guten Hoffnung, und schlug den Weg nach St. Helena ein, wo er am 29. März vor dem Städtchen St. James die Anker fallen ließ.

Kotzebue hatte sich hier der ausgezeichnetsten Aufnahme von dem Gouverneur, Alexander Wakker, zu erfreuen, von dem er auch die sonst schwer zu erlangende Erlaubniß erhielt, das so berühmt ge-

wordene Longwood zu besuchen, wo Napoleon seine glänzende Laufbahn in freudenloser, öder Einsamkeit beschloß. Mühsam schlängelte sich der Weg an einen fast senkrecht aufsteigenden Felsen hin. Ungefähr eine deutsche Meile von der Stadt führte ein schmaler Steg den Abhang hinunter in ein kleines, von Hügeln umringtes, kesselförmiges Thal, wo die Ueberreste Napoleons ruhten. Ein alter Invalide, dessen einsame Hütte in der Nähe des Grabes steht, und der es bewacht, kam Kotzebue entgegen, und führte ihn zu dem, von einem niedrigen Gitter umgebenen, schmucklosen, flachen Leichenstein, den fünf Trauerweiden beschatten, aber keine Inschrift bezeichnet. Der Invalide füllte aus einer nahen Quelle eine ganz gemeine irdene Kanne mit schönem klaren Wasser, und reichte sie ihm mit der Bemerkung, daß Napoleon, bei seinen Spatziergängen hieher, sich mit diesem kalten Wasser aus dem nämlichen Geschirr zu erquicken pflegte. Es war im Leben sein Wunsch, einst hier begraben zu seyn, welcher auch erfüllt wurde. Eine deutsche Meile weiter in einer unwirthbaren Gegend zeigte man ihm auf einem der höchsten Hügel Longwood, die ehemalige Wohnung Napoleons, aus der jetzt die Engländer einen Pferdestall gemacht haben.

Nach neun froh verlebten Tagen segelte Kotzebue wieder von St. Helena ab, und durchschnitt schon am 16. den Aequator in der Länge von 22° 37'.

Aber in der Region der Windstillen verursachte die feuchte Hitze unter der Mannschaft das Nervenfieber, so daß Kotzebue, nach allen bisher glücklich überstandenen Gefahren, den traurigsten Ausgang seiner Reise fürchtete, da selbst sein geschickter und thätiger Arzt unter den Kranken sich befand. Aber glücklicher Weise erhob sich ein Wind, der das Schiff schnell in eine kühlere und trocknere Region brachte, wodurch die Patienten bald genasen. Den 12. März, als Kotzebue die azorischen Inseln umschiffte, war die ganze Mannschaft wieder im beßten Wohlseyn. Den 3. Juni erreichte er Portsmouth, wo er einige Tage verweilte. Den 29. berührte er Kopenhagen, und ließ am 10. Juli auf der Rhede von Kronstadt jubelnd seine Anker fallen, nachdem er vor drei Jahren, weniger drei Tage, von hier ausgesegelt war.

Bayerische Staatsbibliothek München

Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
Reisen um die Welt.

Herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

V. Theil. 2. Bändchen.

Nürnberg.
1832.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen
von d. Erfindung d. Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten

Bd.: 82. 1832

Nürnberg 1832

It.coll. 37 s-82
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465471-5